Ährenlese.

g:968

30.3167

Ährenlese.

Sammlung von Bruchstücken

zur

älteren und neueren

Geschichte, Literatur

und

Völkerkunde.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Wien, 1819.
Gedruckt bey Anton Strauß.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe: g
Zahl: 968

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Diese wenigen Bogen machen an ihre Leser keine weitern Ansprüche, als ihnen einige angenehme Stunden zu gewähren in der Rückerinnerung an Denk- und Merkwürdiges, aus der Geschichte, Literatur und Völkerkunde alter und neuer Zeit, enthoben aus meist vergessenen und veralteten größern und kleinern Werken, vornehmlich aus dem ungeheuren Wuste periodischer Schriften.

Die günstige oder minder günstige Aufnahme, deren sich diese Sammlung zu erfreuen haben wird, soll über die Fortsetzung des Werkchens entscheiden.

Im Julius 1819.

F. v. St.

Aehrenlese.

Zeitungs-Curiosa. — Es kann wohl schwerlich eine unterhaltendere und dem historischen Forscher zugleich eine reichere Ausbeute an fruchtbaren Parallelen darbiethende Lectüre geben, als — die Durchblätterung alter historischer und politischer Tages- und Zeitungsblätter. Uns Zeitgenossen der 30jährigen Weltumwälzungs-Periode, von welcher jedes einzelne Jahr die Ereignisse eines thatenreichen Jahrhunderts aufwiegt, uns liegt der Begriff „alt" in der Hinsicht sehr nahe, und wir haben eben nicht nothwendig, erst weit hinaus zu greifen in die graue Dunkelheit längst verflossener Menschenalter. — Um so interessanter wird ein ähnlicher Rückblick, wenn zwischen der Vergangenheit und Gegenwart ein Regenten-Wechsel liegt, der in seinen, von dem bisherigen Principe divergirenden Regierungs-Maximen, an dem gesammten politischen Staatsgebäude, von außen wie von innen, neue Ansichten eröffnet. Wie sehr diese Bemerkung vorzüglich auf die jüngste Thronveränderung im russischen Kaiserreiche seine Anwendung gestatte, lehret der Augenschein. — Diesen Gesichtspunct im Auge, nehme ich die St. Petersburgische teut-

sche Hofzeitung vom Jahre 1800 zur Hand, um meinen Lesern Einiges des Auffallendsten und Denkwürdigsten aus diesen Blättern mitzutheilen.

Fast jede Nummer füllen ganze Seiten mit Bezeigungen von Gnade und Ungnade von Seiten des Kaisers, theils gegen Einzelne, theils auch gegen ganze Classen von Unterthanen. Man bemerke unter den Kennzeichen der letztern die Erklärungen (in Nro. 66): daß die Nichtbefolgung der ertheilten Verhaltungsbefehle und die Unachtsamkeit der Generale an den, in der Schweiz und in Holland verlorenen Bataillen Schuld sey; die am 26. August an sämmtliche Generale der finnländischen Inspection ergangene Verweis-Note, daß sie äußerst weit davon entfernt wären, auch nur mittelmäßige Generale zu seyn, und daß sie als solche gewiß von Jedermann würden geschlagen werden; ferner vom 24. April die Bemerkung des Kaisers über einen Theil der Garde und das Regiment Chistrowow, daß sie mehr Faustkämpfern als Soldaten glichen. — Im Gegensatze dieser niederschlagenden öffentlichen Zeichen kaiserlicher Ungnade liest man wieder volle und sprechende Beweise gnädigerer Gesinnungen. Zwey Nummern vor der Verdammniß der finnländischen Inspection früher, wird ihr die kaiserliche Dankbarkeit für die Ordnung und den guten Zustand

der Truppen und des Kaisers tiefes Gefühl von dem ganzen Werthe und Bestreben ihres Diensteifers bezeigt. Die Nro. 74 drückt das große allerhöchste Vergnügen aus, die Truppen zu einer solchen Vollkommenheit gestiegen zu sehen, in welcher sie sich in allen Stücken unter dem Commando solcher Generale gezeigt haben, deren Geschicklichkeit das Reich vor jeder Gefahr sichern würde.

Noch mehrern Raum nimmt das Schicksal der Staatsdiener aus allen Classen und Stufen ein, insbesondere sind Anzeigen von Entlassungen häufig. Unter den Individuen, welche dieser Wechsel des Glücks betraf, ist der damahlige General Duc de Richelieu, wegen der schnellen und wiederhohlten Folgen dieser Abwechslung ein auffallendes Beyspiel; indem er in Nro. 23 verabschiedet, in Nro. 24 als Chef eines Garde-Regiments wieder in Dienste genommen und in Nro. 61 abermahls entlassen wird. Mit diesen Zeichen der Ungnade laufen die Anstellungen, Ernennungen, die ungeheure Anzahl der Ordensverleihungen — besonders der Malthefer-Kreutze —, die Beförderung und Belobung von Staatsbürgern und Fremden aller Classen, parallel. — Bey einigen Stabs-Chirurgen in Sibirien (Nro. 92) wird die geschickte Pockenimpfung und bey vielen Civilbeamten deren Ge-

wandtheit bey Entdeckung und Bestrafung von Verbrechern und Straßenräubern als Bewegungsgrund der Beförderung angegeben. Als eine Seltenheit verdient bemerkt zu werden, daß ein Seemann, Admiral Kuschelew, (Nro. 64) wegen guter Aufsicht über die Landstraßen ein Belobungsschreiben erhielt.

Nicht weniger reichhaltig ist die Rubrik von abgeschlagenen oder als ungereimt zurückgestellten Bittschriften. Die Motive, der Supplicanten und der Abweisung, sind beyde gleich mannigfaltig und nicht selten sehr sonderbar. Unter erstern verdient die Bitte des Fürsten Soltikow (Nro. 18) wegen Schutzes für seine das Forte Piano gut spielende Tochter; die eines Edelmanns, wegen Ausschließung aus der Zahl der Postillione des litthauischen Postamtes (Nro. 33); — und eines andern Edelmanns wegen seines Anstellungsgesuches, als Postillion (Nro. 40); — die Bitte einer Edelfrau um Allerhöchsten Befehl wie sich ihr Mann hinführo zu nennen habe (Nro. 56); — eines Titularraths Pascal, um Anstellung, weil er sechs Sprachen mächtig sey (Nro. 89) u. s. w. herausgehoben zu werden. Die häufigen fast immer zugestandenen Gesuche um Unterstützung zu den Devotions-Reisen nach den

wunderthätigen Salowelzkischen Reliquien haben noch eine andere interessante Seite.

Sehr oft sind die abschlägigen Antworten mit gar keinem Motive begleitet. So kommt auch öfters das Gesuch um Beyhülfe zur Schuldenbezahlung vor, welches (Nro. 40) aus dem Grunde abgeschlagen wird, weil ein Jeder verpflichtet ist, seine Schulden selbst zu zahlen. Eben so naiv und lakonisch ist die Abfertigung der vielen Dienstlustigen und Projectanten, weil man ihrer nicht bedarf. Ein Italiener, Congolo wird mit Vorstellung seltner Gemählde abgewiesen, weil es Höchstderoselben nicht gefällig ist (Nro. 28); — ein ausländischer Graf Gerardo mit seinem Gesuche um persönliche Vorstellung bey Hofe in Gemäßheit eines kaiserlichen Versprechens, weil man sich nicht erinnern will, ihm jemahls ein solches gegeben zu haben; — obiger Rath Pascal, weil man nach vorgenommener Untersuchung gefunden habe, daß er von Sprachen ganz und gar keinen Begriff hat. Einem Prof. Osten wird sein Ansuchen um Unterstützung zu der von ihm erfundenen Goldmacherey und Universal-Medicin mit dem Rathe abgeschlagen, sich an Leute zu wenden, die von der Sicherheit seiner Erfindung

überzeugt wären; so wie dem Kaufmann Jerschow ein gleiches Gesuch für den Abdruck seiner Werke von der Bewegung der Planeten und der Entstehung der Berge (Nro. 39).

Bekanntlich nehmen die Intelligenz-Artikel ein Drittheil der St. Petersburger Hofzeitung ein. Diese gaben noch häufige Spuren von der Leibeigenschaft, deren Abschaffung in Rußland gewiß der glänzendste Stern in der Krone des menschlichen Alexanders ist; so liest man Anzeigen vom Verkaufe von Kerls, die kochen und frisieren können, oder die zu Recruten tauglich sind; von Mädchen, von 18 — 24 Jahren, welche zu kaufen gesucht werden und die gute Dienste zu leisten fähig sind u. s. f.

* * *

Welch ein Abstand von dem eitlen Wortgepränge französischer Bülletins des Gewalthabers, besonders der letzten Zeit seiner eisernen Herrschaft, — bis zu der einfachen Bescheidenheit, mit der die früheren Helden Frankreichs nicht minder glorreich erfochtene Siege ihren Monarchen und ihrer Nation verkündigten. Hier nur einige Beyspiele.

Der große Turenne hatte die berühmte entscheidende Schlacht bey Dünkirchen mit getheil-

ten Streitkräften erfochten; seiner Gemahlinn schrieb er vom Schlachtfelde: „Die Feinde sind an uns gekommen, aber, Gottlob! wir haben sie auch geschlagen; es war für mich ein heißer Tag; deßhalb will ich mich zur Ruhe begeben und wünsche Dir gute Nacht.“

Der Marschall von Turenne.

Der gleich großgesinnte Herzog von Luxembourg gibt ihm hierin an edler Einfachheit nichts nach. Nachdem er in der denkwürdigen Schlacht bey Neerwinden (1. Jul. 1693) die vom Prinzen von Oranien selbst befehligte, vereinigte Armee der Engländer und Holländer besiegt hatte, sandte er einen seiner Adjutanten mit folgendem Schreiben an Ludwig XIV.: „Der Hr. von Artagnan wird E. M. den ganzen Hergang der Sache umständlich erzählen, die feindlichen Truppen haben Wunder der Tapferkeit gethan, aber Ihre Soldaten, Sire, noch größere; die Prinzen haben sich selbst übertroffen. Was mich anbelangt, ich habe daran keinen andern Antheil, als daß ich Huy genommen, dem Prinzen von Oranien die Schlacht angetragen, und sie auch mit Hülfe Gottes und der braven Franzosen gewonnen habe; so wie E. M. es ausdrücklich befohlen hatten.“

Der Prinz von Condé schrieb nach dem erfochtenen Siege bey Rocroy an die Königinn-Regentinn: „Die Armee des Königs hat in diesem Augenblicke die spanische Armee tüchtig geschlagen; wir haben uns ihres Lagers, ihres Geschützes, ihrer Munition und Bagage bemächtigt und viele Gefangene gemacht."

„Der Prinz von Condé."

Den Sieg in der Schlacht bey Plens meldete er ihr mit den Worten: „Ich habe die Spanier in der Ebene von Plens angegriffen und ihre Armee zerstreut. Wir haben alle brav gefochten."

Diese rühmliche Bescheidenheit, wo es Würdigung des eigenen Verdienstes galt, ließ diese Helden nie die ehrende Anerkennung desselben am Feinde vergessen. Bey Gelegenheit der Schlacht von Neerwinden, schrieb der Prinz von Conti, der selbst rühmlich mitgefochten, von dem feindlichen Befehlshaber: „Der König Wilhelm, dessen Tapferkeit ihm die Krone, die er trägt, verdienen macht, hat einen meisterhaften Rückzug gemacht." — Überhaupt gewährt obige Schlacht ein Interesse, wie nur wenige in der jüngern Geschichte. Zwey Armeen, an Streitkräften fast gleich und unstreitig aus den tapfersten Truppen des damahligen Europa zusammengesetzt, schienen an diesem Tage nur deßhalb zu

kämpfen um den Preis der kriegerischen Tapferkeit zu erringen; zwey große Feldherren (König Wilhelm III. und der Herzog von Luxembourg) an ihrer Spitze erschöpften alle Grundsätze der Tactik, kein Stratagem die Feinde irre zu führen, keine militärische Evolution blieb unversucht. Die Franzosen, um zu siegen, mußten Linien erstürmen die von Meisterhand angelegt und mit brittischem Löwenmuthe vertheidigt wurden: doch gelang es ihnen nach vierzehnstündiger Blutarbeit durchzubrechen und den Feind nach dem hartnäckigsten Widerstande von allen Seiten zurückzutreiben. Nun erst, und nach vergeblichen Versuchen die Schlacht wieder herzustellen, ordnete Wilhelm den rühmlichen Rückzug an, der ihm das schmeichelhafte, zugleich das Verdienst beyder Feldherren würdigende Lob aus dem Munde Ludwigs XIV. zuzog: „der Herzog von Luxembourg habe die Feinde, eines Condé würdig angegriffen, und der Prinz von Oranien, sich, ein Türenne zurückgezogen *).“

* * *

*) Nicht minder nachdrücklich und laconisch war des berühmten Helden Suwarow's Ausdruck im Reden und Schreiben. „Hurrah Praga!“ Mit die-

„Der Tod des Marschalls von Villars," sagte Prinz Eugen von Savoyen, als er von demselben benachrichtigt ward, ist ein Verlust für Frankreich, den es lange nicht wird ersetzen können! Wer hätte sein Verdienst besser zu würdigen vermocht, als der, welcher ihm so oft entgegenstand, ihm, der selbst einen Eugen zu besiegen wußte. Frühe schon weihte sich Villars seinem kriegerischen Berufe, und hatte das Glück, kaum 18jährig, sich bey der Belagerung von Mastricht unter den Augen des Königs selbst, so auszuzeichnen, daß dieser ausrief: „Scheint es doch, daß wo eine Kugel auffliegt, der kleine Junge aus der Erde hervorspringe, um auch seinen Theil daran zu haben." Bey dem bekannten Rheinübergange benahm er sich so thätig, daß der Marschall von Crecqui vor dem ganzen Lager zu ihm sagte: „Junger Mensch, wenn Gott dich länger leben läßt, so wirst du eher, als je ein Anderer, meinen Platz besetzen!" Die Folge zeigte, wie sehr er diesem Vertrauen entsprach.

---

sen Worten meldete er der ungeduldig harrenden Kaiserinn Katharina II. zuerst die entscheidende Eroberung jener Vorstadt. „Hurrah Feldmarschall!" war die eben so kurze Antwort der dankbaren Kaiserinn!

Bey einer so ausgezeichneten persönlichen Bravour und seiner freundschaftlichen Herablassung zu Jedermann, wußte er sich das Zutrauen und die Liebe seiner Krieger in einem hohen Grade zu verschaffen. Nur einige Worte aus seinem Munde bedurfte es, um sie alle Gefahr und Mühseligkeiten vergessen zu machen. Dieses Zutrauen verschaffte ihm einst in Flandern den Sieg, als er sich bey Denain in einer mißlichen Stellung befand. „Cameraden," rief er denen, die ihm am nächsten waren zu, „die Feinde sind bedeutend stärker als wir, sie sind selbst im Begriffe uns einzuschließen: das verhehle ich euch nicht. Aber wir sind Franzosen, es gilt die Ehre der Nation! Heute heißt es also siegen oder sterben und ich selbst will euch hierin wie immer mit meinem eigenen Beyspiele vorgehen!" Eben so ermuthigte er bey Leuze die schon Zurückweichenden mit dem bloßen Zurufe: „Ihr habt sie schon geschlagen, ihr werdet sie heute wieder schlagen!" Der Erfolg krönte auch die Vorhersagung.

Villars war nicht allein ein rühmlicher Feldherr und tapferer Soldat, er war ein eben so erfahrner Staatsmann und schlauer Diplomatiker in politischen Negotiationen. Als solchen zeigte er sich auf dem wichtigen Posten bey dem Churfürsten von Baiern und in Savoyen, wo er alle Unterneh-

mungen des Königs von Sardinien zu vereiteln wußte, bevor sie noch zur Ausführung gediehen waren. Durch seine unermüdete Wachsamkeit gelangte er hinter alle Geheimnisse dieses Fürsten, so daß dieser einst voll Unmuth gegen seinen Minister ausbrach: „Der Marschall von Villars muß nothwendiger Weise ein Schwarzkünstler seyn, um Alles dasjenige was ich immer vorhabe, so genau voraus wissen zu können; in meinem Leben hat mir kein Mensch so viele Mühe und Verdruß gemacht, wie er!"

Villars schwache Seite war der Hang zu geistigen Getränken. Im italienischem Kriege von 1734 erschien er vor dem Könige von Sardinien eines Tages so betrunken daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte und zu Boden fiel. Ohne hierüber die Geistesgegenwart zu verlieren, zog er sich vielmehr mit der Gewandtheit eines Versailler-Hofmannes aus der Verlegenheit, zum Könige stammelnd: „Sie sehen, Sire, wie ganz natürlich ich mich zu den Füßen E. M. werfe."

Er starb nach Beendigung dieses Feldzuges auf seiner Rückreise nach Frankreich, in Turin von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Der Priester, welcher ihn zum Tode vorbereitete, sagte ihm unter andern, Gott erweise ihm eine größere Gnade,

als dem Herzoge von Berwick, von dem man so eben erfahre, daß er bey der Belagerung von Philippsburg durch eine Kanonenkugel getödtet worden sey. „Wie?“ erwiederte der sterbende Held, „auf solche Art hat er geendet? Ich habe es immer gesagt, daß er glücklicher war als ich.“ (Mém. de Villars.)

* * *

Vor der Invasion der Franzosen in Österreich 1799 entfernte sich der Erzbischof von Salzburg bey der Einrückung der feindlichen Truppen in sein Gebieth. Bey der Annäherung Buonaparte's ersuchte der französische General den Erzbischof, ihm seinen Postzug, seinen Koch und seinen Silber-Service zum Gebrauche B's zu schicken. Der Erzbischof antwortete ihm: „Den ersten brauche er selbst, weil er krank sey; den Service habe er in die Münze geschicket; den Koch wolle er als einen freyen Menschen nicht zwingen, ihn zu verlassen, und der General werde es, seinen Grundsätzen nach, hoffentlich auch nicht thun.“ — Einem andern französischen Officiere, der ihm aus seiner Bibliothek, die ersten vierzehn Bände der Oeuvres posthumes de Frédéric II. weggenommen hatte, schickte der Erzbischof den 15. nach Udine nach, „damit das Werk

nicht unvollständig bleibe.“ (Streifzüge durch Inner-Österreich.)

* * *

Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Salzburgs. — Der Anfang des Bisthums war sehr klein und ursprünglich nichts anders als eine Missions-Anstalt, den in diesen Gegenden bereits gepflanzten Keim der christlichen Lehre zum Wachsthum zu befördern. Als erster Bischof wird 696 Rupert angeführt. Erst 793 erhielt das Stift einen bischöflichen Sprengel, wußte aber am römischen Hofe sich und seine Verdienste so geltend zu machen, daß es schon 798 durch eine Bulle Papst Leo III. zum Erzstifte erhoben wurde. Im J. 1122 ward seinen Domherrn die strenge Augustiner-Ordensregel vorgeschrieben, von welcher sie erst 1514, von dem bekannten Lang losgesprochen wurden. — Unter dem Erzbischofe Conrad III (gewählet 1117) war die sittliche Zucht unter der Stiftsgeistlichkeit so verfallen, daß die Domherren ohne Scheu ihre Kinder öffentlich erzogen und derjenige Geistliche, der sich mit Einem Weibe begnügte, beynahe einem Heiligen gleich gehalten wurde. — Vermöge einer Provinzial-Synode-Verordnung von 1418 sollten die Juden in Salzburg zum

Unterschiede von den Katholiken gehörnte Hüte und ihre Weiber klingende Schellen an denselben oder um den Hals befestigt, tragen *)! — Im J. 1495 zeigten sich zuerst die Spuren venerischer Krankheiten im Salzburgischen. — Bey dem feyerlichen Einzuge des bekannten Matthäus Lang, des ersten unadeligen, vom Papste Leo X. (1515) ernannten Coadjutor's, gaben die Salzburger Handelsleute einen Ball, auf welchem der Coadjutor auf Zureden des Erzbischofes selbst zweymahl mittanzte, worüber die Anwesenden ihre herzliche Freude bezeigten. — Unter den Privilegien, welche K. Friedrich III. der Stadt im Jahre 1482 zugestand, befand sich auch die Ertheilung des Rechts mit rothem Wachse zu siegeln, aber nach der unglücklichen Katastrophe von 1523 mußten sie sich desselben ausdrücklich, so wie aller andern Freyheiten begeben. — Erzbischof Pilgrim III. trat 1387 dem

*) Dieser sonderbare Gebrauch fand sich auch noch in neuern Zeiten in Venedig, Rom und andern italienischen Städten, sie mußten daselbst einen rothen Hut, gelbe Mäntel u. dgl. tragen. In Rom — bey 10,000 Juden — mußten sie seit Paul IV. alle Sonnabende 100 Männer und 50 Weiber in das ihrem Wohnorte (il Ghetto) nahe gelegene Oratorio della S. Trinità zur Anhörung einer Predigt schicken. S. Roma antica e moderna I, 360.

Städtebund gegen die Fürsten bey und erhielt dafür 1391 vom Papste eine Bullam Sanguinis, d. h. die Erlaubniß Krieg zu führen und die Todesstrafe zu verhängen, nach eigener Einsicht und Willkühr. Von Friedrich III. erhielt das Land 1328, ein allgemeines Landrecht; 1348 vom Erzb. Heinrich eine Bergwerksordnung; 1355 eine Münzordnung und 1420 die älteste Backprobe, nach welcher aus einem Scheffel Korn 315 Brote gebacken werden sollten. (Zauner Chronik von Salzburg.)

* * *

Sechserley Personen sind in Spanien der Inquisition unterworfen: 1) Ketzer; 2) diejenigen, auf denen ein starker Verdacht der Ketzerey haftet; 3) die Gönner derselben, oder die, welche diese Verbrecher begünstigen oder beschützen; 4) alle Arten von Schwarzkünstlern und Zauberern; 5) die Gottesläugner; 6) diejenigen, welche sich erkühnen den Beamten der h. Inquisition Widerstand zu leisten oder ihre Gerichtsbarkeit auf irgend eine Weise beunruhigen. Zu der vierten Classe gehören auch diejenigen, welche den Teufel anrufen. Man theilt sie in drey Classen In die erste rechnet man die, welche ihm göttliche Anbethung und Verehrung erweisen; zu der zweyten diejenigen, wel-

che bloß den Nahmen der Teufel unter die Nahmen der Heiligen in die Litaneyen einmischen und sie bitten, ihre Mittler und Fürsprecher bey Gott zu seyn; zu der dritten Classe endlich werden alle gezählt, welche die Teufel citiren und mit verschiedenen Künsten beschwören. Man erkennet, sagt das Directorium *), die Personen, welche Gemeinschaft mit dem Teufel haben, sehr leicht an ihrem wilden Blicke und fürchterlichen Aussehen, was ihnen durch den häufigen Umgang mit dem Satan anklebt. Wer vom Fürsten der Hölle bloß Dinge verlangt, die zu des Teufels Gewerbe und Handthierung gehören, z. B. ein Frauenzimmer in Versuchung zu führen, und sich dabey nur nicht der Worte: „Ich bitte dich, ich beschwöre dich", sondern „Ich befehle dir, ich

*) Der Groß-Inquisitor, des Königreichs Arragonien, Nicc. Eimerico, verfaßte gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, zum Gebrauch des h. Gerichtes eine Art von Corpus Juris, welches er Directorium Inquisitionis betitelte. Dieses Buch wurde lange in Handschrift, als Regel und Richtschnur der Beysitzer des Inquisitions-Tribunals aufbewahrt und gleich nach Verbreitung der Buchdruckerkunst in Spanien in verschiedenen Auflagen in Druck gegeben. Man hat davon, nach einer in Rom 1558, von F. Legna besorgten Ausgabe eine französische Übersetzung von Morellet 1762.

will, ich verlange", bedienet, kann nach der Meinung einiger Theologen nicht der Sünde der Ketzerey beschuldiget werden. — Zu den Teufelsanrufern rechnet das Directorium auch die Alchymisten und Goldmacher, weil der Teufel immer ihre letzte Zuflucht bleibt.

Ist ein vor der Inquisition Angeklagter, so glücklich zu entfliehen, bevor die Bedienten des h. Amtes sich seiner bemächtiget haben, so wird folgende Citation an allen Kirchen angeschlagen und von den Kanzeln abgelesen. Sie lautet in einer getreuen Übersetzung aus dem Spanischen, wie folgt:

„Wir des h. Glaubens Inquisitoren an Euch N. N. geboren aus . . . und dem Kirchsprengel . . . Gott gebe euch mehr Weisheit!"

„Es ist unser eifrigstes Bestreben von jeher gewesen zu wachen daß der Weinberg des Gottes Zebaoth, welchen die Rechte des himmlischen Vaters gepflanzet, das Blut seines Sohnes begossen, die Gnade des h. Geistes befruchtet und die ganze gebenedeyte und unbegreifliche Dreyfaltigkeit mit den herrlichsten Gnaden gesegnet hat, nicht von dem wilden Eber des Landes, d. i. dem verruchten Ketzer, verwüstet, noch von dem Unkraute der Ketzerey erstickt oder dem pestilenzialischen Athem der feindli-

chen Schlangen vergiftet werde. Wir wenden alle Sorgfalt an, daß Simeons Füchse, welche sind die abscheulichen Ketzer, die Ernte des Hausvaters nicht verzehren, oder sie mit ihren brennenden Schwänzen in Brand stecken, d. h. durch ihre verdammlichen Spitzfündigkeiten die Reinheit des katholischen Glaubens beflecken. Als wir daher fanden, daß Ihr in die Ketzerey verfallen wäret, so wollten wir uns Eurer bemächtigen und hatten heilsame Genesungsmittel, Öhl und Honig für Eure Wunden bereitet; aber Ihr vom bösem Geiste getrieben und verführet, seyd dem Gefängnisse, bevor Ihr noch zum wahren Heil Eurer Seele darin wart, entflohen. Wir haben Euch vor unser Gericht berufen, und Ihr habt Euch gottlos geweigert zu erscheinen. Wir haben Euch in christlicher Liebe in den Bann gethan und Ihr seyd unbekümmert im Banne geblieben. Wir wissen nicht, wo Euch der ††† Teufel hingeführet. Wir haben in Ruhe erwartet, ihr werdet der Stimme Christi Gehör geben und in den Schooß der Kirche reumüthig zurückkehren; aber da Ihr in Eurem sündigen Vorhaben verharret, so laden wir Euch hiermit zum letzten Mahle ein, an dem und dem Tage, vor uns in Person zu erscheinen, widrigen Falles Euch die Rache und der Zorn des Dreyeinigen bis

an das Ende der Dinge verfolgen wird." (Limborch Histor. Inquisit.)

*
* *

Absolution eines Ketzers durch das Inquisitions-Gericht *). — Fr. Dominik, Canonicus von Osma, der mindeste der Sünder, Gruß in Jesus Christus, an alle getreuen Gläubiger, denen Gegenwärtiges zu Gesichte kommt."

„Kraft Autorität des Herrn Abts von Citeaux, Legaten des h. apost. Stuhles (den zu repräsentiren wir beauftragt sind) haben wir den Inhaber

---

* Aus der Histoire critique de l'Inquisition. Par Don J. Llorente, ancien Secrétaire de ce tribunal. Paris 1817. 4 Vol., welches interessante Werk, bedeutende Aufschlüsse über die innern Machinationen dieses furchtbaren, nun wieder von neuem in Spanien auflebenden Gerichtshofes, liefert. Der Vf. weist in seinen früher zu Madrid 1812 erschienenen Annalen der Inquisition (Annales de la Inquisicion en Espanna. 2 Voll.) aus glaubwürdigen Documenten nach, daß das Glaubensgericht in den ersten 28 Jahren 130,400 Personen lebendig und 70,980 in effigie verbrannt und 1,405,070 zu Bußübungen aller Art verurtheilt habe. — Im Theater zu Barcellona hatten, wie in allen spanischen Theatern, die Inquisitoren ihre eigne Loge. Einem dieser strengen Herren fiel eine zu leicht gekleidete Balletänzerinn auf, er gab sie an und sie mußte ins Inquisitions-Gefängniß wandern.

dieser Urkunde, Ponce Roger, der durch Gottes Gnade die Secte der Ketzer verlassen hat, absolvirt und haben ihm (nachdem er uns eidlich angelobt unsere Befehle zu vollziehen) gebothen, sich drey Sonntage hinter einander völlig entkleidet, von einem Priester, der ihn mit Ruthen peitschen soll, vom Stadthore bis an die Kirchthüre führen zu lassen. Wir legen ihm ebenfalls als Buße auf weder Fleisch, oder Eyer oder Käse oder irgend eine andere aus dem Thierreiche gezogene Nahrung zu essen und zwar dieß auf Zeitlebens, ausgenommen an den Oster-, Pfingst- und Weinachtsfeyertagen, an welchen Zeiten wir ihm befehlen, solches zu essen, als Zeichen des Abscheu's vor seinen Ketzereyen; ferner soll er drey Mahl im Jahre Fasten halten, ohne während dieser Zeit Fische zu essen; dann sein ganzes Leben hindurch drey Tage in der Woche fasten und sich dabey der Fische, des Öhls und des Weines enthalten, es sey dann wegen Krankheit oder schwerer Arbeit in der warmen Jahrszeit. Auch soll er gehalten seyn, ein geistliches Kleid zu tragen, nach Form und Farbe, mit zwey kleinen Kreutzen auf jeder Seite der Brust genähet; täglich Messe zu hören, wenn er dazu Gelegenheit hat; Sonn- und Feyertage der Vesper beyzuwohnen; das Tag- und Nachtgebeth pünctlich herzusagen und

das Vater Unser 7 mahl am Tage, 10 mahl Abends und 20 mahl um Mitternacht zu bethen; endlich keusch zu leben und gegenwärtige Urkunde monathlich einmahl dem Pfarrer seines Wohnortes vorzuzeigen. Letzterem befehlen wir hiermit über die Aufführung Rogers zu wachen, welcher Alles ihm Anbefohlene getreulich erfüllen soll, bis der Herr Legat uns seinen Willen über das weitere zu erkennen gegeben haben wird. Wenn aber besagter Ponce Roger dagegen verfehlt, so soll er als meineidiger Ketzer und Excommunicirter betrachtet und aus der Gemeinschaft der Gläubigen entfernt werden."

* * *

Der Abgeordnete Ferdinand I. an seinen Bruder Carl V. zu Vliessingen erhielt eines Abends sehr spät seine Abfertigung. Der Kaiser klingelte mit seinem Handglöckchen, um ihn durch die finstern Gänge der Hofburg hinausgeleiten zu lassen. Aber keiner von seinen Dienern, die sich alle entfernt hatten, erschien. Hierauf nahm Carl das Licht selbst in die Hand und leuchtete ihm mit den Worten die Wendeltreppe hinunter: „Das nehmt zum Andenken Kaiser Carls, mein lieber Seld; ich, der sonst mit so vielen Kriegsheeren umgeben war, bin jetzt selbst von allen meinen Dienern verlassen, und

der, dem ihr so viele Jahre gedient habt, der dient euch heute wieder und trägt euch das Licht vor." (S. D. Chitraeus in Oration. funebr. Caroli V. Imp.

*
* *

Fagot, der Leibarzt Ludwigs XIV., konnte, ungeachtet aller seiner Geschicklichkeit, den Tod seines Königs (1715) nicht hindern. Die Einwohner von Fontainebleau, die durch dessen Todesfall für ihre Nahrung fürchteten, (Ludwig pflegte sehr oft mit seinem Hofstaate in dieser Stadt sich aufzuhalten) wurden über Fagot so erzürnt, daß sie sein Portrait öffentlich verbrannten. (I. Schütze Tract. curios. de Medicina. 1718.)

*
* *

In der 1666 zu Frankfurt in 4. erschienenen kleinen Schrift von F. Petersen: De potu Coffi, welche auch in dem nähmlichen Jahre zu Gießen als Streitschrift vertheidiget ward und unter die frühesten *)

*) Der Erste unter den europäischen Schriftstellern, welcher des Kaffehs erwähnt, ist Rauwolff, welcher in den J. 1573 und 1574 die Levante bereisete. Er nennt die Kaffehbohnen Bunche, und sagt, sie kämen aus Indien; den Baum selbst hat er nicht gesehen (Raiß in

Schriften über den Kaffeh gehört, wird erzählt (§. 14.), daß man zu Paris dieses Getränk damahls in vielen öffentlichen Häusern verkaufte und dabey einen gedruckten Zettel austheilte, in welchem die heilsamen Eigenschaften dieses Getränkes sehr angerühmt wurden. Ein solcher Zettel lautete folgender Gestalt:

Les trés-excellentes vertus de la Meure appellée Coffé.

„Coffé est une meure, qui croist dans les déserts d'Arabie seulement, d'où elle est transportée dans toutes les dominions du Grand-Seigneur, qui estant büe, desséche toutes humeurs froides et humides, chasse les vents, fortifie la foye, soulage les hydropiques par sa qualité purifiante, souveraine pareillement contre la galle et la corruption du sang, raffraichit le coeur et le battement vital

---

die Morgenländer Frankf. 1584. 4.) Genauer schon beschreibt den Baum und seine Frucht Prosper Alpinus in seiner Hist. plantarum Egypt. Venez. 1591. Er nennt die Bohnen Buna und den Baum selbst Bon. Er sah denselben in dem Garten eines vornehmen Türken zu Cairo, wohin er aus Arabien gebracht und als große Seltenheit bewundert wurde.

d'iceluy, soulage ceux, qui ont des douleurs d'estomac et qui ont manque d'appétit; est bonne pareillement pour les indispositions du cerveau humides et pésantes. La fumée qui en sort, est bonne contre les défluxions des yenx et bruit dans les oreilles; souveraine aussi pour la courte haleine, pour rhumes, qui attaquent les poumons et douleurs de rate; pour les vers; soulagement extraordinaire aprés avoir trop bu ou mangé; rien de meilleur pour ceux qui mangent beaucoup de fruits."

„L'usage journalier pour quelque temps fera voir les effets cy dessus à ceux, qui indisposez s'en serviront de temps - en - temps."

„La dite boisson et plusieurs autres se vendent à l'enseigne du Grand - Turc, dans une salle basse, rue des boucheries, au fauxbourg St. Germain."

In Großbritannien wurde dieses Getränk einige Jahre früher bekannt, als in Paris. Nach Anderson (Chronological Account of the Hist. of Commerce) brachte ein nach der Türkey handelnder Kaufmann *Dan. Edwards* im J. 1651 eine griechische Sclavinn mit sich nach London, die ihm Kaffeh brannte und kochte, welches bis dahin eine gänzlich unbekannte Sache in England gewesen war, bald aber ungetheilten Beyfall erhielt, als diese

Griechinn auf St. Michel's Cornhill-Platz ein öffentliches Kaffehhaus anlegte.

In den englischen Gesetzen geschieht des Kaffeh's zuerst 1660 Meldung (Statute books 12. Par. II. chap. 24), da man eine Abgabe von vier Pence auf jeden gekochten und verkauften Gallon Kaffeh legte, welche der Verkäufer bezahlen mußte. Einige Jahre darauf 1665, unter Carl II., ward befohlen, daß alle Kaffehhäuser bey der vierteljährigen Versammlung der Friedensrichter der Grafschaft, in welcher sie gelegen sind, taxirt werden sollen. 1675 mußten alle Kaffehhäuser geschlossen werden, weil man sie als Versammlungsplätze unruhiger Köpfe ansah, den Aufruhr auszubreiten. Nach wenigen Tagen wurde dieser Befehl aber wieder aufgehoben.

In Teutschland scheint ebenfalls die Mitte des 17. Jahrhunderts die Zeit gewesen zu seyn, in welcher der Kaffeh allgemeine Mode ward, wenigstens entstand um diese Zeit die Krankheit, der Friesel genannt, für deren Ursache man den Gebrauch dieses Getränkes angab.

* * *

Die eigentliche Epoche, von welcher an Heinrichs IV. Ruhm strahlt und sein Nahme in aller Franzosen Herz und Munde lebt, rührt doch eigent-

lich erst von dem Zeitpuncte her, als er, um die bis zum Fanatismus erhitzten Gemüther der Mehrzahl zu beruhigen und dadurch Frankreich einen wohlthätigen Frieden, sich selbst aber die französische Krone zu erhalten — dem Protestantismus feyerlich abschwor und sich zur katholischen Lehre wandte. Die Triebfedern dieser Glaubensänderung mögen nun bloß in politischen Rücksichten oder in innerer Überzeugung gelegen haben; sie zu untersuchen ist Niemandes Recht oder Pflicht: so viel möchte man wohl aus den Worten des Wahrheitliebenden Sully abnehmen, desselben Sully, eines der eifrigsten Calvinisten, den der König nie zur Nachahmung seines Schrittes bewegen konnte: „daß bey den allgemein bekannten Grundsätzen Heinrichs, von denen Rechtlichkeit und Geradheit die Grundlage seines Herzens ausmachten, nichts im Stande gewesen wäre, ihn zur Annahme einer Religion zu bewegen, die er innerlich hätte verachten müssen oder gegen deren Heiligkeit er auch nur den kleinsten Zweifel hätte hegen können. Ein Fürst, der die Menschen nie durch unerlaubte List hintergangen hatte, war weit entfernt seinen Gott zu betriegen." (S. Mém. de Sully. II. 170).

Der König hatte von Mantes aus, wohin er gegangen war, um sich in der neuen Lehre unterrich-

ten zu lassen, die nöthigen Befehle ertheilt, wie es mit dem Ceremoniel bey seiner Abschwörung gehalten werden sollte. Er lud sämmtliche Bischöfe des Reiches und den ganzen Clerus ein, sich nach St. Denis, als dem zur Feyerlichkeit bestimmten Orte, zu begeben. Ungeachtet der Verordnung des päpstlichen Legaten zu Paris, welche jedem Katholiken und insbesondere der Geistlichkeit unter Bedrohung mit dem Banne verboth, sich dort einzufinden, strömte eine unzählbare Menge Volkes von Paris und den Umgebungen nach St. Denis. Der Erzbischof von Bourges, der Cardinal von Bourbon, die Bischöfe von Nantes, Chartres, Seez Digne, Maillezais, Angers, Bayeux, Mans und Evreux, nebst einer großen Anzahl von Prälaten, den Pfarrern der Kirchen von Paris und vielen andern Theologen wurden am 24. July 1593 in die Zimmer Heinrichs gerufen, wo ihnen der König die Früchte seines zu Mantes genossenen Unterrichtes mittheilte. Diese Unterredung währte von sechs Uhr des Morgens bis eine Stunde nach Mittag, wo sich die Versammlung, mit den Antworten des Königs sehr zufrieden und von seinem liebevollen Benehmen bezaubert, zurückzog.

Des andern Tages, Sonntags den 25. July, erschien der König, Morgens um acht Uhr, in weiß

sammetnen Unterkleidern mit schwarzem Mantel und von den Prinzen, den Kronbeamten und einem glänzenden Gefolge begleitet, um sich in feyerlichen langsamen Zuge nach der Kirche von St. Denis zu begeben. An der Schwelle des Domes empfing ihn der Erzbischof von Bourges, in dessen Hände der König seine Abschwörung ablegen sollte, an der Spitze des Clerus, mit dem Kreutze, dem Evangelium und dem Weihwasser. Als Heinrich sich näherte, fragte ihn der Erzbischof: „Wer sind Sie?" — Heinrich entgegnete: „Ich bin der König." — „Was begehren Sie?" — „Ich begehre aufgenommen zu werden in den Schooß der Römisch-Katholisch-Apostolischen Kirche." — „Wollen Sie das ernstlich?" fuhr der Prälat fort. — „Ja! ich will und begehre es ernstlich, so wahr mir Gott helfe!" Hierauf ließ sich der König auf die Knie nieder und sprach weiter: „Ich bezeuge und beschwöre vor dem Allmächtigen Gott, daß ich der Römisch-Katholisch-Apostolischen Kirche leben und sterben, daß ich sie gegen jedermann schützen und vertheidigen wolle mit Gefahr des Leibes und Lebens und daß ich Allen dieser Römisch-Katholisch-Apostolischen Kirche zuwiderlaufenden Ketzereyen entsage!" Hierauf übergab er dieselbe Formel gleichlautend und von ihm unterzeichnet und versiegelt, schriftlich in die Hän-

de des Erzbischofes, der ihm seinen Ring und seine Hand zum Kusse darboth, ihm mit erhobener Stimme die Absolution gab, und während des feyerlichen Tedeum's seine Beichte hörte.

Diese Absolution hatte der Erzbischof von Bourges eigenmächtig und ohne vorhergegangene Autorisation des römischen Stuhles dem Könige ertheilt. Daher erklärte sie Papst Clemens VIII. durch den in Paris anwesenden Cardinal-Legaten, in seinem und der Kirche Nahmen für nichtig und ungültig. Erst im J. 1595 ertheilte sie ihm der Papst selbst zu Rom, jedoch mit einer großen, herabwürdigenden Ceremonie. Nachdem nähmlich die beyden Abgeordneten des Königs d'Ossat und Duperron im Nahmen Heinrichs dem Papste Gehorsam geschworen hatten, wurde die Buße, die dem Könige auferlegt ward, laut abgelesen; dann ward der ein und fünfzigste Psalm abgesungen und bey jedem Verse schlug der Papst die vor ihm knienden Gesandten mit einer langen Ruthe auf die Schultern. (Hist. abrégée des Papes. Tom. II.)

* * *

Maylands Größe und Blüthe im dreyzehnten Jahrhunderte ergibt sich unter andern, aus folgenden statistischen Angaben:

Es hatte nähmlich 13000 Hausthüren (oder Häuser); 6000 Brunnen, 60 öffentliche Plätze, 400 öffentliche Backöfen, 1000 Weinschenken, 150 Gasthöfe, 3000 Mühlen mit 16000 Lastthieren, 150 bis 200,000 Einwohner, darunter 40000 kriegsfähige Männer; 200 Richter und Rechtsgelehrte, 400 Notarien, welche Endurtheile schrieben, 600 kaiserliche Notarien zum Ausfertigen der Urkunden, 200 Ärzte, 80 Schullehrer für Kinder, 180 Philosophen (Chirurgen, Chemiker, Botaniker, Apotheker u. s. w.) 150 Bücherabschreiber u. dergl. Die ganze Grafschaft Mayland zählte damahls an 10000 Mönche und Nonnen; 1335 Kirchen, und 3000 besondere Altäre der h. Jungfrau und anderer Heiligen. (Le Brets Gesch. von Italien p. 319.)

* * *

Als Ludwig XIV. von einer schweren Krankheit wieder hergestellt ward, drückte sich der bekannte Dichter Benserade in den Stanzen, die er bey dieser Gelegenheit in der Akademie der Vierziger vorlas, in einer Stelle, zweydeutig genug, also aus:

„Der Kaufmann verläßt seine Geschäfte, um sich an den Altären niederzuwerfen; der Handwerker

seine Werkstatt, der Arzt seinen Kranken, und der Kranke befindet sich besser!"

*
* *

Ein italienischer Schauspiel-Dichter des 17. Jahrhunderts setzte vor eine seiner in Florenz aufgeführten Opern, folgende Protestation:

Die Wörter „Schicksal, Gottheit, Verhängniß" und ähnliche andere, die in diesem Drama vorkommen, sind nur als poetische Scherze anzusehen, und nicht ernsthaft gemeint, denn der Autor glaubt fest und fortwährend an Alles, was die heilige Kirche zu glauben gebiethet." (Tiraboschi.)

*
* *

Man hat so wenig Beyspiele von Mäßigung und Selbstbeherrschung des Achten Heinrichs von England, daß Folgendes um desto mehr ausgezeichnet zu werden verdient. — Als sich Heinrich zum Kriege gegen Frankreich rüstete, predigte Dr. Colet einst in seiner Gegenwart bey Hofe und eiferte so heftig wider die Sündlichkeit des Krieges, daß jedermann glaubte der Prediger werde unfehlbar nach beendigtem Gottesdienste ins Gefängniß wandern müssen, oder auch wohl härter bestraft wer-

den. Wirklich ließ ihn der König zu sich rufen; allein statt ihn wegen seines kühnen Betragens zur Rede zu stellen, gab er sich alle erdenkliche Mühe ihn von der Nothwendigkeit des Krieges, den er so eben anzufangen gesonnen war, zu überzeugen. Dieß bewirkte bey Colet solch' eine Sinnesänderung, daß er die Rechtmäßigkeit, Heiligkeit und Nützlichkeit des Krieges zum Dienste des Vaterlandes zum Gegenstande einer zweyten Predigt machte, welche Heinrichen so ausnehmend wohl gefiel, daß er Colet dafür dankte, ihn mit ausgezeichneten Merkmahlen seines Wohlwollens fortwährend behandelte und seiner auch in der Folge immer nur mit Lobsprüchen erwähnte. (The British Plut. I. 132. Lit. of Colet.)

* * *

Ungeachtet der großen Menge, theils einzeln, theils in Sammlungen bekannt gewordener Züge und Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Mannes, auf den Rußland, als den Schöpfer seiner politischen Existenz, mit Recht stolz ist, und den Europa mit Bewunderung Peter den Großen nennt, — gibt es doch noch eine, nicht unbedeutende Anzahl, minder bekannter, in längst vergessenen Tages- und Zeitschriften vergrabener, die den eigen-

thümlichen Geist des unsterblichen Regenten nicht minder charakterisiren und daher der Auffrischung in einer neueren Sammlung nicht unwürdig sind. Hier nur zwey, fast ganz unbekannte Anekdoten von ihm, von denen die erste aus einem russischen Wochenblatte (von 1772), die andere aus der Histoire secrète de la cour de Russie (III. 216) entnommen ist.

Galizin und Repnin. — Als Peter im J. 1772 zu verschiedenen Mahlen vergebliche Versuche auf die schwedische Festung Schlüsselburg gemacht hatte, befehligte er endlich den Fürsten Galizin mit einer auserlesenen Mannschaft den letzten Versuch zur Erstürmung des Platzes zu machen. Aber die Truppen wurden am Fuße der Verschanzungen von der feindlichen Besatzung so kräftig empfangen, und das schwere Geschütz der Festung wüthete so schrecklich unter ihnen, daß der Kaiser selbst vom Versuche abzustehen und den Russen sich zurückzuziehen befahl. Fürst Galizin jedoch weigerte sich zu gehorchen, vielleicht, weil er voraussah, daß die schwachbemannte Festung bald fallen müsse; oder daß er auf seinem Rückzuge noch mehr Leute verlieren würde, als die Erstürmung kosten könnte. „Sage meinem Herrn," antwortete er dem Adjutanten des Kaisers, „daß ich mich unter den

Schutz einer höhern Macht begeben habe!" Und somit wandte er sich an seine Krieger, ermunterte sie durch Wort und That, stürzte mit ihnen, wie ein reißender Strom zum Angriffe, erstieg die Wälle und nahm den Platz ein. — Peter war über diese Heldenthat so erstaunt, daß er zu Galizin ausrief: „Fordre von mir, was du willst, nur Moskau und meine Katharina nicht!" — Mit einer Verläugnung und Großmuth, die dem Fürsten unsterbliche Ehre macht, bath er um — Begnadigung seines alten Nebenbuhlers und Widersachers, des Fürsten Repnin, welchen Peter vom Marschall bis zum gemeinen Soldaten herabgesetzt hatte.

Peter und der Fürst Menzikoff. Der Czaar gab einst während seiner Anwesenheit in Cronstadt, von den Beschwerden eines rastlosen Tages ermüdet, dem wachehabenden Soldaten gemessenen Befehl, Niemanden, ohne Unterschied der Person, in sein Cabinet einzulassen. Bald darauf erscheint Menzikoff in größter Eile, dem Czaar Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen, und gewohnt zu jeder Zeit freyen Zutritt zu seinem Herrn zu finden, befremdet ihn der Schildwache Zurückweisen nicht wenig. Entrüstet will er den Eingang mit Gewalt erzwingen; aber der Soldat hält festen Posten, stößt ihn zurück und droht ihm selbst mit Kolbenstößen. — Voll Erbitterung eilt der auf's höchste

beleidigte Günstling zu Peter, sobald dieser wieder sichtbar wird, und bestürmt ihn mit Klagen über die unerhörte Brutalität der Wache. Der Kaiser läßt, statt aller Antwort, diesen vorrufen. — „Kennst du diesen Herrn hier?" fragt er ihn. — Ja, Sire! es ist der Fürst Menzikoff. — „Ist es wahr, daß du ihn mit Kolbenstößen zurückzuweisen gedrohet hast?" — Ich hätte sie ihm, wie jedem Andern auch wirklich gegeben, wäre er von seinem Vorhaben nicht abgestanden. — „Und warum dieß?" — Weil er gegen die ausdrückliche Ordre meines Kaisers eindringen wollte. — „Sehr gut . . . man bringe drey Gläser Branntwein; da Menzikoff, trinket auf die Gesundheit dieses braven Mannes, den ich zum Unterofficier ernenne!" Der Günstling höchst zufrieden, so wohlfeilen Kaufes, wie er glaubt durchzukommen, stürzt ohne Widerrede, mit verzognem Munde das scharfe Getränk hinunter. „Noch ein Glas, ruft Peter, wie Menzikoff mit dem ersten fertig war, auf die Gesundheit dieses braven Mannes, den ich zum Premier-Lieutenant avancire!" — Der Fürst gehorcht mit sichtbarem Verdruße. — „Noch eines, fährt der Czaar fort, auf das Wohlergehen dieses neuen Capitains hier!" — Menzikoff verschlingt den bittern Trank, Peters Jähzorn kennend und fürchtend; war aber nicht de-

stoweniger am erwünschten Ziele.— „Jetzt, Menzikoff, sprach der Kaiser im scharfen Tone weiter, jetzt gehet und equipirt den neuen Officier nach der Vorschrift seines Grades, und laßt es euch ja nicht mehr in den Sinn fallen, diejenigen zu belästigen, welche in meinem Dienste ihre Schuldigkeit thun, sonst soll euch der (sein spanisches Rohr hebend) die Eurige zeigen. Und ihr — indem er sich zu dem vor Staunen und Freude verstummten Soldaten wandte, — ihr seyd ein braver Mann; befolgt meine Befehle immer so pünctlich und ich werde eurer gedenken."

* * *

Gewiß ist jedem Teutschen jede Reliquie, aus jenen guten alten Zeiten her, wo noch ein teutscher Kaiser von teutschen Fürsten im Dome zu Frankfurt gekrönt ward, ehrwürdig und theuer; deßhalb mag eine Erinnerung an die alten Reich-Insignien *) hier nicht ganz unzweckmäßig seyn.

Diese sogenannten Reichskleinodien oder

*) Wer erinnert sich bey dieser Gelegenheit nicht mit Vergnügen an die herrliche, ergreifende Beschreibung der Krönungsfeyerlichkeiten, die uns Göthe (Aus meinem Leben B. I.) so meisterhaft geschildert hat.

Reichs-Insignien wurden sämmtlich bey der Krönung eines römisch-teutschen Kaisers oder Königes gebraucht. Sie bestehen aus folgenden Stücken: 1) Die Reichskrone Carls des Großen, von purem Golde mit vielen Perlen und Edelsteinen geschmücket und 15 Mark schwer. Von dieser uralten kaiserlichen Reichskrone muß man die andere sogenannte Hauskrone wohl unterscheiden. 2) Der Reichszepter; er ist viereckigt, von Silber und vergoldet; an der Spitze ist eine Verzierung in Gestalt einer umgekehrten Lilie angebracht. Er rührt ebenfalls von Carl dem Großen her. Nebst demselben ist auch ein bloß silberner vorhanden. 3) Der Reichsapfel (globe imperial) von feinstem Golde, aber nicht massiv, sondern mit einer pechartigen Materie ausgefüllet. 4) Das Schwert K. Carls d. Gr. 5) Das Schwert des h. Mauritius. 6) Die Dalmatika, ein Unterkleid von weißem Sammet mit goldenen Borden, Perlen und Edelsteinen besetzt *). 7) Die Alba, eine Art

*) Die Dalmatika ist eigentlich eine Gattung jener gottesdienstlichen Kleidung, deren sich die Bischöfe, Diakonen und Subdiakonen bedienen. Es wurde aber dieses Kleidungsstück auch vom römischen Kaiser getragen, weil dieser aus einem besondern Vorrechte seiner Würde, das Amt eines Subdiakons bey der

von Chorhemd, von dichtem weißen Taffet. 8) Die Stola, eine ungefähr eine Spanne breite, lange Binde, von Gold und gelber Seide gestickt, mit vielen Kreutzen und einfachen Adlern besetzt. Sie wurde dem Kaiser eben so, wie es bey den Priestern gewöhnlich ist, über die Alba um den Hals gehängt, vorne auf der Brust kreutzweise über einander geschlagen und mit einem Gürtel befestiget. Sie reichte mit ihren goldnen Fransen und Quasten bis auf die Erde. 9) Das Pluviale, welches auch Pallium, Chormantel oder Oberkleid heißt und ein wirklicher Mantel von purpurrothem Sammet ist, auf dessen Grunde verschiedene Figuren mit Gold, Seide und Edelsteinen gestickt sind. 10) Die Handschuhe, von purpurnem Seidenzeuge. Es waren noch ein Paar andere von Hundsleder vorhanden, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt, die aber nicht mehr gebraucht wurden. 11) Die Strümpfe von rothem Seidenzeuge. 12) Die Schuhe oder Sandalien von Carmoisin-Atlas. 13)

Messe verrichten und auch das Evangelium feyerlich singen durfte. Dieses Vorrechtes bediente sich unter andern auch K. Sigismund auf dem Concilium zu Kostnitz, u. a. (S. Multzii repraes. Maj. Imp. per singula ejus jura 1690. cap. 25)

Die inneren Schuhe oder Socken eben so. 14) Zwey Gürtel, die zum Aufschürzen der kais. Kleider gebraucht wurden. 15) Ein Paar Spornen von Silber und stark vergoldet, jeder aus einem Stücke gegossen. 16) Zwey Bänder oder Armspangen. 17) Das Schweißtuch von Carmoisin-Sendel. Noch bewahrte man auf: 18) Carls d. Gr. rothe Gugel oder Chorkappe, die aber später nicht gebraucht ward. — Alle diese Insignien welche die Kaiser in frühern Zeiten immer bey sich behielten und auf ihren verschiedenen Stammschlössern aufbewahrten, hatte die Reichsstadt Nürnberg 1424 vom K. Sigismund zu ewiger Verwahrung erhalten, und sie wurden, wenn eine Krönung bevorstand, nach eingelaufenem churfürstlichem Requisitorialschreiben (wozu wenn bey Lebzeiten des Kaisers ein römischer König gekrönt werden sollte, auch ein kaiserliches Schreiben erfordert ward) an den Ort der Krönung durch eine Nürnbergische Gesandtschaft geliefert.

Auch die Stadt Aachen hatte einige Reichsinsignien in ihrer Verwahrung und zwar folgende Stücke: Das Evangelienbuch, worauf der Neuerwählte mit Auflegung zweyer Finger den Krönungs-Eid leistete. 2) Einen Säbel Carls des Großen. 3) Eine Kapsel mit etwas Er-

de von dem Hügel, auf welchem das Blut des h. Stephans bey seiner Enthauptung geflossen ist.

Außer vorgedachten Reichskleinodien hatte Nürnberg auch die sogenannten Reichsheiligthümer zu verwahren. Diese sind: 1) Der Speer, womit Christus Seite durchstochen, und einer der Nägel womit seine Hände durchbohrt worden sind. 2) Ein Stück vom Kreutze Christi, woran das Loch des Nagels zu sehen ist. 3) Ein Stück von dem Tischtuche, worauf er das h. Abendmahl gehalten hat. 4) Fünf Dornen aus der Dornenkrone. 5) Ein Stück von der Krippe, in die der Heiland bey seiner Geburt gelegt ward. 6) Ein Arm der h. Anna, Mutter der h. Jungfrau. 7) Ein Zahn Johannes des Täufers. 8) Ein Stück vom Rocke des h. Johannes, des Evangelisten. 9) Einige Glieder von dreyerley Ketten, mit welchen St. Peter, St. Paul und St. Johann Evang. in ihren Gefängnissen gefesselt worden waren. — Diese Heiligthümer wurden in einer mit Silberblech überzogenen Kiste von Eichenholz aufbehalten; diese Kiste war wieder in einem eisernen Gehäuse eingeschlossen, und hing in der Kirche zum h. Geiste an einer Kette von der Mitte des Chorgewölbes herab. (S. I. Ludwig: Diss. de Norimb. Insign. Imp. tutelari; —

Zanthier. Chlenodographia Imp.; — Roederi Comm. de fatis Chlenod. Imp. 766.)

*
* *

Als der französische Admiral Quêne mit Renaud's Hülfe Algier in Asche legte, sagte der Dey, nachdem er erfahren hatte, was dem Könige das Bombardement gekostet: „Der König hätte mir ja nur die Hälfte dieser Summe geben dürfen, so würde ich die Stadt selbst an allen vier Ecken angezündet haben!"

*
* *

Als der Regent Philipp von Orleans seine Macht, als solcher, befestigen wollte, führte er den damahls 5 Jahre alten König Ludwig XV. ins Parlament, wo dieser in einem Lit de Justice mit vieler Anmuth sprach: „Ich erkläre den Herzog von Orleans zum Regenten des Reiches, um während meiner Minderjährigkeit das Staatsruder zu leiten." — Das Volk rief voll Freude: Vive le Roi!

*
* *

Es ist bekannt, daß der zweyte Protector Richard Cromwell, in einem Alter von beynahe

neunzig Jahren als Zeuge zu Westminsterhall in einem Civil-Prozesse erschien. Man erzählt, daß der Advocat der Gegenpartey dem guten, alten Manne die Verbrechen seines Vaters vorrückte, darüber aber einen Verweis vom Richter erhielt, der dem Greise einen Stuhl zu bringen befahl. Die Königinn Anna lobte zu ihrer Ehre das Betragen des Richters bey dieser Gelegenheit. — Richard hatte die Neugierde von Westminsterhall in das Haus der Lords zu gehen, und da er an den Schranken stand, und es herumgeflistert ward, daß sich eine so sonderbare Person im Hause befände, ging Lord Bathurst hin und unterhielt sich mit Cromwell. Auf des erstern Frage, wie lange er nicht in diesem Hause gewesen wäre, antwortete Richard: „Gar nicht wieder, Mylord, seitdem ich auf jenem Stuhle saß," — indem er auf den Thron zeigte. (*Works of Horatio Walpole. I.*)

*
* *

Der Herzog von Riperda war ein Holländer, ward erster Minister von Spanien, flüchtete sich nach England, lernte Englisch in der Hoffnung, erster Minister daselbst zu werden, gieng nach Marocco, wurde Mahome-

dauer und starb daselbst in großer Armuth und Verachtung (Ebend. V.)

* * *

In den frühern Jahren des Lebens der großen Königinn Elisabeth von England, da ihre Lage zweydeutig und Widerwärtigkeit ihr Loos oder Aussicht war, in den Tagen, wo K. Eduard sie „seine sanfte Schwester Mäßigung" zu nennen pflegte, beschäftigte sich diese große Fürstinn viel mit der Literatur und machte unter dem berühmten Roger Asham starke Fortschritte in fremden Sprachen *). Ein Beyspiel ihres aufgeweckten Geistes und ein Beweis, daß sie ihre Schriften sogar in gelehrten Sprachen selbst schrieb, ist der fortreißende Strom von Beredsamkeit in lateinischer Sprache, mit

*) Ein Beweis ihres Geistes und ihrer lateinischen Sprachkunde ist ihre bekannte Antwort aus dem Stegreif, die sie auf eine unverschämte Aufforderung Philipps des Zweyten gab, die er in folgenden vier Versen ihr durch seinen Gesandten vortragen ließ:

Te veto ne pergas Belgas defendere bello;
Quae Dracus eripuit, nunc restituantur oportet;
Quas pater evertit, jubeo te condere cellas;
Religio papae fac restituatur ad unguem.

Sie erwiederte augenblicklich mit eben dem Feuer, womit sie seine Angriffe zurückzutreiben pflegte:

Ad graecas, bone rex, fient mandata calendas.

welchem sie einst einen unverschämten Gesandten aus Pohlen unterbrach. „Nachdem sie ihre Rede geendet, sagt Speed, erhob sie sich löwenähnlich und zähmte den vorwitzigen Redner nicht weniger durch ihre stattliche Haltung und majestätischen Hinweggang, als mit der Schärfe ihrer königlichen Verweise; sie wandte sich hierauf zu ihrem Gefolge mit den Worten: Bin ich doch einmahl genöthigt worden, mein altes Latein rein zu scheuern, das ganz eingerostet war!" — Sie verfertigte Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, die man zum Theil noch hat, so wie auch eine Anzahl Briefe in lateinischer und englischer Sprache. Doch glänzte sie nicht bloß in der Prose; der Vf. eines sehr selten gewordenen Buches: The art of english poesy, rühmt ihre Talente in der Ode, der Elegie, dem Epigramme und jeder Gattung, worin sie sich versuchen wollte. Doch enthält seine Sammlung nur ein einziges kleines Gedicht von ihr.

Walpole führt in seinem Catalogue of the royal and noble Autors of England, with lists of their works *), folgende als die Schriften Elisabeths

---

*) Übersetzt, nebst einer Auswahl Schriften aus Walpole's 5 Quartbänden, von A. W. Schlegel: Hist. und unterhaltende Schriften, von Walpole. 1800.

an: A comment on Plato. Zwey Reden des Isokrates und ein Schauspiel des Euripides ins Lateinische übersetzt. Eine englische Übersetzung von Boethius de Consolatione. Eine Übersetzung der französischen gottseligen Betrachtungen der Königinn von Navarra. Eine zu Cambridge, zwey zu Oxford gehaltene Reden und ihre Anrede an ihr letztes Parliament. A prayer composed by her. Another for the use of her fleet in the great expedition in 1696. Ein Band Gebethe, in italienischer, französischer und spanischer Sprache, eigenhändig geschrieben, in der königlichen Bibliothek. Verschiedene Briefe, theils gedruckt, theils in Handschrift. Sie soll auch Sallust. de bello Jugurtino, den größten Theil von Horazens arte poetica und eine kleine Abhandlung Plutarchs de curiositate übersetzt haben.

*
* *

Der letzte Herzog von Sagan aus dem Stamme der Piasten, Hanns, befand sich im J. 1500 in Rom. Der Papst, um ihn als einen teutschen Prinzen besonders zu ehren, ließ ihm von freyen Stücken Audienz und Fußkuß anbiethen, — der Prinz aber diesem antworten: „Er sey eben reisefertig und sehne sich nicht nach solcher Leckerey!"

Solche Antwort zu der Zeit einem Papste in seiner eignen Residenzstadt — das war doch in der That teutsche Kühnheit.

* * *

Als sich einst bey einem Bankette verschiedene Reichsfürsten ihrer Curiosa, Reichthümer und Länder rühmten, sagte Herzog Albrecht von Sachsen, der teutsche Roland genannt: Ich habe eine Stadt (Leipzig), in der drey Wunderwerke sind: ein Dominicaner-Kloster zu St. Pauli, — das hat viele Früchte und keine Äcker; — ein Franziskaner-Kloster, das hat viel bar Geld, und keine Renten; endlich ein Kloster der regulirten Chorherren von St. Thomas, das hat viele Kinder und doch keine Weiber.

* * *

Da die Copisten vor Erfindung der Buchdruckerkunst nicht selten beym Abschreiben den Werken einen falschen Sinn unterlegten, so hat schon Irenäus Lugdunensis sie, wie folgt, beeidet: „Ich beschwöre dich, der du dieß Buch abschreiben wirst, durch unsern Herrn Jesum Christum und durch seine herrliche Wiederkunft, wo er die Todten und die Lebendigen richten wird, daß

du mit Fleiß übersiehst, was du abgeschrieben hast, und diesen dir auferlegten Eid auch an dein Exemplar anhängst." (Nicephori Hist. Eccl. I. 1.)

* * *

Sonst hielt man gewöhnlich gesunde Gliedmaßen für ein unschätzbares Gut, seitdem die Holländer aber den Werth derselben so genau taxirten, wird man eines bessern belehrt. — Die Generalstaaten publicirten nähmlich im J. 1781 bey Gelegenheit des gegen die Engländer zu eröffnenden Krieges folgenden Prämientarif für diejenigen, welche im Seedienste Schaden leiden würden:

Für den Verlust beyder Augen zahlten sie	1500	Gulden
— — — des einen Auges — —	350	—
— — — beyder Arme — —	1500	—
— — — des rechten Armes — —	450	—
— — — des linken — — —	350	—
— — — beyder Hände — —	1200	—
— — — der rechten Hand — —	350	—
— — — der linken — — —	30c	—
— — — beyder Beine — —	700	—
— — — des einen Beines — —	350	—
— — — beyder Füße — —	450	—

Für den Verlust des einen Fußes zahlten sie 200 Gulden. (Krünitz: Encyklopädie. Art. Invalide.)

* * *

Die Art, wie der Erzbischof von Colocsa, Gabriel Pelachich (1733 — 1745), die ungrische Sprache in seiner vormahls fast ganz raitzischen Residenzstadt Colocsa einführte, verdient bemerkt zu werden. Eine Strafe von 12 Gulden oder 12 Prügeln wurde jedem Colocser zugesprochen, der ein raitzisches Wort sprach. (A. Catona: Hist. Metrop. Colocs. Eccl.)

* * *

Schon im J. 1328 war London eine ansehnliche und ziemlich reiche Stadt. Hiervon kann man mehrere auffallende Beyspiele anführen. — Der Vater Michaels de la Pole, Grafen von Suffolk und Lord Kanzlers unter König Richard III., war ein einfacher Kaufmann und die erste Ursache der nachmahligen Standeserhöhung des Sohnes waren die bedeutenden Geldsummen, welche sein Vater zu verschiedenen Zeiten dem Könige Eduard III. lieh, um damit größten Theils den Kostenaufwand seiner Kriege in Frankreich zu decken. Ein Jahr nach dem Treffen bey Poitiers gab Henry Pi-

card, ein Weinhändler und Lord Major von London, ein kostbares Gastmahl, bey welchem nicht weniger als vier Könige, Eduard König von England, Johann König von Frankreich, David König von Schottland und der König von Cypern bewirthet wurden. Die nähere Beschreibung dieses denkwürdigen Gastmahles eines an sich unbedeutenden Privaten, hat uns der alte englische Geschichtschreiber Stow aufbewahret. So heißt es bey ihm: „Nach dem Mittagmahle öffnete besagter Henry Picard seine Halle allen denen, die bey ihm Würfel und Hazardspiele spielen wollten. Auf gleiche Weise saß die Lady Margarethe, seine Gemahlinn, in derselben Absicht in ihren Zimmern. Der König von Cypern spielte mit Picard und gewann 50 Mark von ihm; aber letzterer, ein geschickter Spieler, ging dann anders zu Werke und gewann vom Könige nicht nur seine 50 Mark zurück, sondern auch noch 50 andere darüber. Der König wurde darüber unmuthig, suchte es aber zu verbergen. Henry sagte deßhalb zu ihm: Mein König und Herr, nehmt euch das nicht zu Herzen; ich trachte nicht nach eurem Gelde, sondern nach eurem Spiele, denn ich habe euch nicht hergeladen um euch wehe zu thun, sondern damit ich unter andern auch versuchen könne, wie ihr spielt. Hiermit gab er ihm sein Geld wie-

der und spendete unter dem Gefolge der Könige und andern edlen Rittern, die bey ihm gespeiset hatten, viele köstliche Geschenke." — Im zweyten Jahre der Regierung Richards II. hatte Johann Mercer, ein Schotte, eine Flotte von Corsaren wider die Engländer ausgerüstet. Dieß bewog einen Londner Bürger, John Philboth, aus eignen Mitteln tausend Mann in Sold zu nehmen, mit welchen er in See ging und in kurzer Zeit den John Mercer sammt allen seinen Prisenschiffen und 15 kostbaren spanischen Fahrzeugen, die er zu seinem Beystande an sich gezogen hatte, gefangen nahm. (Godwin's Life of Geoffroy Chaucer I.)

*

* *

Der Themse, diesem unter allen europäischen Gewässern am besten zur Schifffahrt geeigneten Flusse, verdankt der ungeheure Koloß London seine Größe und seinen Wohlstand. Dieser Strom beschäftigt allein 30000 Matrosen und täglich fühlt die Stadt die unsäglichen Vortheile, die er ihr als Vehikel alles Commerzes, der Seele des brittischen Staatskörpers, verschafft. Aber die Londner Bürger wußten auch von jeher diese bedeutenden Vorzüge zu schätzen; so antwortete einst der Lord Major dem Könige Jacob I., als dieser auf die Ver-

weigerung einer beträchtlichen Anleihe von Seiten der Bürgerschaft, ihr mit Verlegung des Hofes und der Residenz von London an einen andern Ort des Königreiches drohte: „Sire, Ew. Maj. ist voller Herr zu thun, was ihr beliebt, und London wird zu gehorchen wissen; das Einzige tröstet uns, daß sie die Themse nicht auch mit sich fortschaffen können!" — Bekannt sind die vortrefflichen Beschreibungen dieses Flusses von Thomson in seinen Seasons und von andern Dichtern.

* * *

Eines der schrecklichsten Ereignisse, welche die Menschheit je in ihren unglückseligen Folgen getroffen haben, ist die große Pest, welche London unter der Regierung Carls II. (1665), eines großen Theils seiner Bevölkerung beraubt hat. In der Woche, in welcher sich dieses verheerende Übel zuerst zeigte, starben 9 Personen daran; dieß verbreitete ein allgemeines Entsetzen durch alle Stände der Hauptstadt. Da aber die folgende Woche nur 3 Opfer dieser Krankheit gezählt wurden; so verminderte sich die Furcht der Bürger. Indessen wuchs die Anzahl der Todten in den folgenden Wochen allmählich, und im Juny, dem zweyten Monathe ihrer Entstehung, starben nicht weniger als 470

Personen. Der Adel und die reichen Kaufleute ergriffen nun gleich die Flucht in größter Eile, und als im July wöchentlich 2010 starben, wurden die meisten Häuser geschlossen und die Straßen waren menschenleer; man sah in denselben bloß allenthalben große Feuer, die man zur Reinigung der Luft angezündet hatte, und außer den Leuten und Pferden, welche mit Karren und Särgen die Leichen abhohlten, begegnete man keinem lebenden Wesen. Die Hausthüren waren mit rothen Kreuzen bemahlen, mit der Aufschrift: „Herr, erbarme dich unser!" Man hörte sonst nichts, als das Jammern der Sterbenden, das Wehklagen ihrer Angehörigen, das Glockengeläute für die, welche man begraben wollte und den betrübten Ausruf: „Bringt eure Todten heraus." — Im September beliefen sich die wöchentlichen Todtenlisten bis auf 6988; die Woche darauf zählte man etwa 400 weniger, da die Zahl der verstorbenen aber wieder auf 7161 stieg, so wurden die Übrigen von der schrecklichen Furcht ergriffen, daß in wenigen Tagen die Lebenden nicht mehr zureichen würden, die Todten zu beerdigen. Doch irrte man sich hierin glücklicher Weise, denn von nun an nahm die Seuche allmählich ab. Lord Clarendon rechnete 160000 Personen, welche die Pest hinweggerafft habe; glaubt aber, diese Zahl sey nicht erschöpfend. Indeß

brachte Dr. Hodges aus den — freylich sehr mangelhaft geführten — Todtenlisten dieser Schreckens-Epoche nicht mehr als 68596 zusammen. — Man war der Meinung, daß die Pest aus Holland herübergekommen wäre, wo sie das Jahr zuvor gewüthet hatte; sie schien zu einer Zeit herübergebracht worden zu seyn, wo ihre Wirkungen durch die besondere Beschaffenheit des Dunstkreises vorzüglich begünstiget wurden. So lange sie dauerte, war die Witterung äußerst still und heiter; der Wind bewegte mehrere Wochen hindurch kaum die Wetterhähne und der Regen blieb ganz aus. Weil es der Luft an Salpeter gebrach, so konnte man die Feuer in den Straßen nur mit äußerster Mühe zum Brennen bringen, und ihre Flammen vermehrten ohne Zweifel die Verdünnung derselben, denn man sah oft die kleinen Vögel nach Luft schnappen, während die größern weit schwerfälliger als gewöhnlich flogen. (The Hist of the Brit. Metrop.)

* * *

Im Jahre 1543 gaben der Lord Major und der gemeine Rath von London ein besonderes Aufwandsgesetz, wodurch sie den schwelgerischen Gastmählern während einer großen, durch eine Seuche unter dem Hornviehe verursachten Theuerung, Ein-

halt thun wollten. Es wurde verordnet, daß der Lord Major sich auf sieben, die Aldermen und Sherifs auf sechs und der Schwertträger auf vier Schüsseln, Mittags und Abends, bey Strafe von 40 Schilling für jedes überzählige Gericht, einschränken sollten. — Um das Jahr 1465 wurde ein Befehl wider die lächerliche Mode der Schuhe mit unmäßig langen Spitzen ausgeschrieben und bey Strafe der Excommunication und einer Geldbuße von 20 Schillingen gebothen, daß man keine über zwey Zoll lange Schuhschnäbel tragen solle. (Ebendas.)

* * *

Eines der härtesten Aufwandsgesetze, die je zur Verhinderung des Luxus und der Einfuhr ausländischer Waaren gegeben worden sind, ist jenes, welches Friedrich Adolf König von Schweden im J. 1766, mit Einvernehmen der Reichsstände erließ. Durch die äußerst scharfen Maßregeln desselben hoffte er die Bilanz des schwedischen Handels wieder zu seinem Vortheile herzustellen, die Staatsausgaben zu vermindern und den übermäßigen Luxus zu verbannen, welcher durch Sittenverderniß und die große Leichtigkeit sich Geld zu erwerben, entstanden war, und die Nation in

entnervende Weichlichkeit zu versenken drohte. Einiges aus den 18 Artikeln, aus denen dieses Aufwandsgesetz besteht, mag hier an seinem rechten Orte stehen, um so mehr, da nicht wenige dieser Artikel an die neueren, durch den französischen Machthaber in Bezug auf das Continentalsystem veranlaßten Verordnungen erinnern. — Der Art. I. verbiethet die Einfuhr und den Gebrauch des Kaffehs, der Chocolade, des Arraks und des Punsches, ingleichen aller ausländischen Liqueurs und riechenden Wässer; dann aller fremden Weine, die französischen weißen und rothen, die portugiesischen und die Rheinweine ausgenommen. — Der Art. II untersagt den Gebrauch aller eingemachten Früchte, als Nachtisch, so wie jeder andern Art desselben. — Art. III. Rauch- sowohl als Schnupftabak, ist Jedem, der das 21. Jahr noch nicht erreicht hat, ohne Unterschied versagt; diejenigen über 21 Jahre, die sich desselben bedienen wollen, bezahlen jährlich einen Thaler für die Erlaubniß. Im Art. IV. wird den Damen verbothen Schleppen an ihren Kleidern zu tragen, und diese mit andern Stoffen, als dem des Kleides selbst zu besetzen. Reifröcke dürfen nur die Hofdamen beybehalten. — Art. V Alle Spitzen über einen Daumen breit, von was immer für einer Gattung sind ebenfalls bey 100 Thaler Strafe

verbothen, so wie den Dienstmägden, den Frauen und Witwen der gemeinen Soldaten, Matrosen, Handwerker u. d. gl. und ihren Kindern der Gebrauch seidener Stoffe und ausländischer Linnen, als Gaze, Mousselin u. d. gl. zu ihren Kleidungen, die Kopfbedeckungen ausgenommen. (Art. VI. und VII.) — Art. VIII. Sammet und Seidenzeuge, zu Kleidungsstücken männlicher Personen, ist ebenfalls untersagt, ausgenommen zu Zopf- und Stockbändern, Halstüchern und Kokarden, dann zu Doctors-Barreten; ferner seidene Handschuhe und Strümpfe; seidene Achselschnüre auf den Livreen, sind nur den Bedienten der Senatoren gestattet. — Der Art. IX verbiethet den Gebrauch des Seidenzeuges und des Sammets zu Überzügen von Betten, Sopha's, Stühlen, zu Fenstervorhängen, Tapeten, Wägen u. s. w.; — der Art. X die feinen Vergoldungen an allen diesen Stücken; der Art. XI die Unterhaltung von Equipagen für Personen unter dreyßig Jahren, Bäcker, Brauer und andere Handwerker ausgenommen; — der Art. XII die Unterhaltung von Heyducken und Läufern. Die Aufnahme ausländischer Personen zur Erziehung und Unterweisung der Jugend beyderley Geschlechts besonders von Franzosen und Französinnen, untersagt der Art. XIII aus dem Grunde, weil es sicherer und

rathsamer ist, solch ein wichtiges Geschäft Inländern anzuvertrauen; eben so werden im Art. XIV. die Särge von Eichen- und anderem kostbaren Holze und die Verzierungen aus Metall an denselben; im Art. XV. die Federhüte — diejenigen für die Ordensritter und die Waffenherolde allein ausgenommen — und im Art. XVI. die ausländischen Porcellangefäße, mit Ausnahme jedoch der Theeservice, verbothen.

* * *

Mit Prah, welches so viel als Herr bedeutet, endigt sich immer der Nahme des Königs von Ava. Aber auch die vergoldeten dem Gotte Gaudma der Birmanen geweihten Tempel heißen so. Sonst muß bey allen königlichen Handlungen das Wort Shok, d. i. Gold, hinzugefügt werden. Hat der König etwas erfahren, so sagt man in Birma: „Es ist zu den goldenen Ohren gekommen," und einer von den Hofleuten erzählte einmahl Herrn Symes — Gesandten der englisch-ostindischen Compagnie — „das Rosenöhl wäre ein angenehmer Geruch für die goldene Nase." — Gold bezeichnet immer etwas Vortreffliches und nur die Vornehmsten dürfen sich goldener Gefäße oder Putzsachen bedienen; Münzen aber von diesem Metalle kennt

man dort nicht. — Nach langen Deliberationen, ob es nicht unter der Würde Sr. birmanischen Majestät wäre, sich persönlich mit dem Gesandten einer untergeordneten Macht einzulassen, dergleichen der Gouverneur von Bengalen war, erhielt Hr. Symes endlich doch Audienz. So wie man einigen indianischen Fürsten bey der Vorstellung eine ungleiche Zahl Goldmünzen überreicht, so erfordert das Herkommen in Birma, dem Könige einige rohe Reiskörner darzubringen; Fremde indeß können auch etwas von den Producten ihres Landes anbiethen. Der König war bey dieser Audienz ganz in Gold gekleidet, oder vielmehr so damit beladen, daß er kaum gehen konnte; er trug gewiß über 70 Pfund Gold an sich; seine Krone glänzte von Edelsteinen und seine Schultern waren mit großen, ganz goldnen Flügeln geziert. Der König selbst sprach kein Wort, indessen wurde seine Antwort auf das Schreiben des General-Gouverneurs, nebst den bewilligten Handelsfreyheiten *), durch einen Minister feyerlich übergeben

*) Die Wichtigkeit dieses Handelstractates erhellt daraus, daß die brittisch-ostindische Compagnie dadurch einen neuen Markt für englische Manufacturwaaren erhielt, auch setzte sie wirklich schon im ersten Jahre nach dessen Schließung (1802) an Tüchern, Glas- und Me-

und der Gesandte mit Prätiosen, Ringen, Edelsteinen u. d. gl. überhäuft. Zum Gegengeschenk verlangte der König vom Gouverneur eine englische Kutsche nach angegebener Zeichnung; sie sollte ganz vergoldet und oben mit der Insignie der königlichen Würde — einer hohen durchbrochenen Spitze (Piasath) — versehen seyn. Er erhielt sie auch nach der Hand und die königliche Spitze ragte 18 Fuß hervor. — In dem Schreiben des Königs von Ava an den Gouverneur, waren außer dem langen prahlerischen Titel, welcher alle Länder, Städte, Edelsteine und Metalle herzählt, alle Geschenke, die der König erhalten hatte sowohl, als die, welche er und seine Prinzen dem Gesandten mitgaben aufs genaueste specificirt und von den letztern war sogar der Werth aufgeführt. In dem Titel selbst nennt sich der König unter andern: den Ausüber der zehn königlichen Pflichten; diese sind: allgemeine Wohlthätigkeit, tägliches Gebeth, Barmherzigkeit, Genügsamkeit mit dem Zehenten, Gerechtigkeit, Bestrafung ohne Zorn, Menschenliebe,

---

tallwaaren für mehr als 13000C Pf. St. dorthin ab, und hoffte selbst China auf diesem Wege mit brittischen Artikeln versehen zu können, obgleich diese Hoffnung sich nicht bewährte.

Gebrauch kluger Feldherren, Anhörung guter Rathschläge und Vermeidung alles Stolzes. — Der König hat auch eine ansehnliche Bibliothek, die den Gesandten mit großem Gepränge gezeigt ward. Die Bücher waren nach dem Inhalte aufgestellt, in lackirten und vergoldeten Kasten aufbewahrt und geordnet. Sie sind auf dünnen Blättern von Elfenbein geschrieben und Ränder oder Schnitte derselben sauber vergoldet. Die meisten, in ihren heiligen Charakteren (Palli) geschrieben, handeln von theologischen Gegenständen, indessen bemerkten sie doch auch mehrere Werke über Geschichte, Musik, Arzneykunde, Mahlerey, desgleichen Romane und Gedichte. (*Symes's Account of an Embassy to Ava*).

* * *

Im alten mexikanischen Reiche herrschte wie bey uns in Europa, die löbliche Gewohnheit, die Streitsachen in die Länge zu ziehen und mit der Fällung des Urtheils, auch nachdem die Parteyen bereits abgehört waren, sich Zeit zu lassen. Um dieses, wo möglichst, zu verhindern, pflegten die Mexicaner um ihres Vortheils willen, in den Händen der Richter eine hieroglyphische Mahlerey

zurückzulassen, durch welche sie an den Hauptgegenstand des Streites erinnert wurden. Alexander von Humboldt theilt (Vue des Cordillères Tab. 12) ein solches Gemählde mit, welches einen Prozeß zwischen einem Spanier und einem Eingebornen über eine Meierey, deren Grundriß ebenfalls abgebildet ist, zu betreffen scheint.

* * *

Wohin der Mensch mit historischer Tradition und Vernunftschlüssen am wenigsten langt, darüber ist seine Einbildungskraft an immer neuen und zum Theil immer lächerlichern Hypothesen am fruchtbarsten und unerschöpflichsten. So sind es vorzüglich die nähern Umstände der Schöpfungsgeschichte, die eine zahllose Menge von Meinungen und Schriften hierüber veranlaßt haben. So bestimmet Außerius den ersten Tag der Weltschöpfung auf den ersten Sonntag nach dem Herbst-Äquinoxium, der nach seiner Rechnung mit dem 23. October ungefähr 4000 v. Ch. G. zusammentrifft. Andere hingegen versetzen diesen Tag in den Frühling, welcher Meinung auch die meisten Kirchenväter, Cyrill, Basilius, Augustin, Gregorius von Nazianz u. a. m. beygetreten waren; und zu de-

ren Annahme Virgils Auctorität nicht wenig beygetragen hat *).

Eben so verschieden und entgegenstreitend ist die Meinung der Gelehrten über die Lage des Paradieses. Während einige (z. B. Philo und Origenes) den Garten Eden für eine bloße Allegorie halten, versetzt ihn Tossat, Bischof von Avila, im 15. Jahrh., in die dritte Luftregion; andere in die Sonne oder den Mond, einige in den Himmel oder gar unter die Erde. Der h. Bonaventura glaubt, das Paradies müsse wegen der beständigen Gleichheit der Tage und Nächte unter dem Äquator gewesen seyn; andere Theologen und Rabbiner suchten es auf der Insel Corfu, auf Sumatra, den canarischen Inseln, oder irgend anderswo; so wie überhaupt auf der ganzen Erde kein Land ist, wo man es nicht zu finden vermeint hätte **). — Eine

*) Non alios prima crescentis origine mundi,
Illuxisse dies, aliumve habuisse tenorem
Crediderim: Ver illud erat, Ver magnus agebat
Orbis et hybernis parcebant flatibus Euri.
Georgic. II. v. 336 — 339.

**) So ist z. B. folgende Schrift ganz ernstlich gemeint Preußens Ansprüche, als Bernsteinland, das Paradies der alten und Urland der Menschheit gewesen zu

der neuesten Hypothesen über diesen Gegenstand ist diejenige, welche G. Bruining, ein holländischer Theolog, in seinem 1815 zu Leyden erschienenen Werke: „Les premiers principes de Théologie, suivis de recherches philosophiques et critiques sur la plus ancienne histoire de la terre, etc." aufgestellt hat. Der Vf. findet es höchst wahrscheinlich, daß Gott ursprünglich mehr als ein Paar Menschen erschaffen habe, weil gewiß von jeder andern Thiergattung ebenfalls mehr als ein Paar von ihm erschaffen worden sey. Das Paradies versetzt er nach Amerika in die Nähe der Andes in Peru, denn dieß lasse nicht nur der Nahme des Gartens, Eden, sondern auch der des ersten Menschen, Adam rother Mensch, der am natürlichsten auf den Amerikaner paßt, vermuthen, und es werden außer dem noch durch mehrere jetzt noch bemerkbare Ähnlichkeiten zwischen den Amerikanern und Ebräern beglaubiget. — Amerika aber sey vor der Sündfluth ungleich größer und Asien näher gewesen als jetzt; daher habe sich einer der adamitischen Stämme leicht aus dem nördlichen Amerika

---

seyn; aus biblischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern gemeinverständlich erwiesen, von D. G. Haße. Königsberg 1799.

in den Norden von Asien ziehen können, der ursprünglich von einer Gattung Esquimaux und Samojeden, die von einem andern Urmenschen abstammten, bevölkert war. Mit diesen habe sich nun der von den Anden ausgezogene Stamm vermischt und daraus seyen die Celten entstanden, die von dem nördlichen Himmel gebleicht, allmählich vorwärts rückten und besonders Mesopotamien bevölkerten, wo die Ebräer aus ihnen entsprangen. Adam selbst hingegen habe sich wahrscheinlich nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese nach Guiana gewandt, wo sich auch Kain hernach festgesetzt habe und der Stammvater der grausamen Karaiben geworden sey.

* * *

In der Mitte des 16. Jahrhunderts, gab es in Frankreich äußerst sonderbare und lächerliche Ämter, die mit dem Titel: Conseillers du Roi, beehrt wurden. So machen die Register des Pariser Parlaments vom J. 1544 der Würde eines *Conseiller langueyeur de pourceaux du Roi*, Erwähnung, deren Amt darin bestand, die Zungen der Schweine zu untersuchen, ob sie nicht finnig wären. (Bodin, de la Republique.)

* * *

Zu Marseille war es im 16. Jahrh. verbothen, den Töchtern selbst die der angesehensten Familien nicht ausgenommen, mehr als 100 Thaler Aussteuer und ein Hochzeitsgeschenk von mehr als 5 Thalern an Werth, zu geben. — Zur selben Zeit verbathen die Gesetze der venetianischen Republik, den adeligen Töchtern mehr als 1600 Ducaten Hochzeitsgabe zu schenken. Der König Carl V. von Frankreich verordnete, daß die Prinzessinnen von Geblüt nie mehr als 10000 Francs bey ihrer Vermählung erhalten sollten; Elisabeth, Tochter Philipps des Schönen, erhielt gar nur 8000 Livres, als sie dem Könige Eduard von England angetraut wurde. Ungefähr 200 Jahre später gab Carl IX. eine Veordnung, vermöge welcher 20000 Livres das stärkste seyn sollte, was einer Bürgerstochter als Heirathsgut mitgegeben werden dürfte. (Ebendas.)

* * *

Der Papst Clemens VII. (Julius aus dem Hause der Medizäer), welchen niedriger Geitz und eine meist inconsequente Politik den Römern verhaßt gemacht hatte, war ein ungemeiner Liebhaber von Melonen und aß sie in solcher Menge, daß seine Gesundheit endlich darunter zu leiden anfing.

Er ließ einen damahls in großem Rufe stehenden Arzt, Nahmens Mathäus Curtius, hohlen, der ihn aber nach wenigen Tagen an den Rand des Grabes brachte. Auf das sich hierauf fälschlich verbreitende Gerücht von dem Tode des Papstes, ließen die Römer das Portrait dieses Äsculaps in Kupfer stechen mit der Unterschrift: „Ecce agnus Dei, qui tollit peccata mundi!" — Der Papst aber ward wieder gesund und nahm die voreiligen Spötter beym Kopfe.

* * *

Claude Morel, Dr. der Sorbonne, versicherte in seiner Erlaubniß zum Drucke einer französischen Übersetzung des Korans, der hergebrachten Formel gemäß: „Qu'il n'y avoit rien trouvé contre la religion catholique."

* * *

Die Schlacht von Almanza, welche der Marschall Berwick, natürlicher Sohn König Jakobs, gewann, zeichnet sich durch eine Sonderbarkeit aus. Ein englischer General nehmlich commandirte die französische, und ein französischer die englische Armee.

* * *

Wer — hieß es im Speyerischen Stadtrechte — den Pflug beraubt, der des Morgens auf den Acker fährt, oder des Abends heimfährt; wer dem Bauer oder dem Gesinde etwas zu leide thut, oder dreyer Pfennige werth nimmt, den soll man radebrechen. Wer in den Mühlen stiehlt, was fünf Pfennige werth, den soll man radebrechen. — Falsche Münzer wurden noch im fünfzehnten Jahrhunderte, in Lübeck, in Straßburg und so in mehreren teutschen Reichsstädten auf öffentlichem Markte in Öhl gekocht. — Die gewöhnlichen Scharfrichter waren in Klöstern die jüngsten Laienbrüder, in den Städten die jüngsten Schöppen. (Jenull Comment. üb. d. Straf. G. B. I.)

*
* *

Carls des Großen Bestreben ging, auch mitten im Kriege, darauf vorzüglich hin, die häufigen Mißbräuche, welche sich in das Kirchenregiment eingeschlichen hatten, abzustellen. Solche Verordnungen stehen in den Capitul. Aquisgr. annor. 789, 790, 794 und 802, bey Heineccius. So befahl er, daß man keine verdächtigen und zweifelhaften Legenden, sondern kanonische Bücher, d. i. die h. Schrift und die Werke der h. Kirchenväter

in den Kirchen vorlesen solle; daß man keine Heiligen, die nicht von der ganzen Kirche als solche anerkannt sind, als solche verehren solle; daß man keine Herumschwärmer, und besonders die Nackten mit Ketten und Eisen, die vorgeben, es sey ihnen solches zur Buße auferlegt worden, dulden solle; daß Niemanden den Psalter oder das Evangelium zum Wahrsagen gebrauchen, überhaupt mit letzterem Niemand sich abgeben, oder Opfer bey den Felsen, Brunnen u. d. gl. verrichten, oder ein Tempestarius (Wettermacher) werden solle. — Carl verordnete ferner, daß den Vorschriften der alten Concilien gemäß, die Äbte von denjenigen, welche in die Klöster aufgenommen zu werden wünschten, nichts annehmen, unter der Correction des Bischofes stehen, und nicht ohne Einwilligung des Letztern gewählt werden sollten; daß Niemand sich solle zur Büßung seiner Sünden einmauern lassen, ohne Gutheißung des Bischofs und des Abts; daß es den Äbten nicht erlaubt sey, ihre Mönche zu blenden (coecare), oder zu verstümmeln; daß keine ledige Person den Schleyer vor ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, eine Witwe aber nie denselben nehmen dürfe u. s. w. — Den Bischöfen befahl Carl zu wiederhohlten Mahlen das Wehrgehänge nebst den Messern und Spornen,

die sie gleich den Weltlichen trugen, abzulegen, aber fast immer fruchtlos. So geschah es, daß der Maynzer Erzbischof Sunderhold, der neunte Nachfolger des h. Bonifaz, von den Normännern, mit den Waffen, so wie Bonifaz von den Friesen mit dem Evangelium in der Hand, getödtet ward. Bey Ebbeckesdorf blieben der Erzbischof Dietrich von Minden und Marquard Abt von Hildesheim.

* * *

Ein Beyspiel von außerordentlicher Wandelbarkeit in religiösen Gesinnungen ist der berühmte Gelehrte Justus Lipsius (geb. in Brüssel 1547; gest. zu Löwen 1606), ein Mann, der unter den Philosophen und Philologen des 16. Jahrh. einen ausgezeichneten Rang behauptet hat und im Tempel des gelehrten Nachruhms noch immer einnimmt, weil jetzt niemanden mehr daran gelegen ist, sein und vieler andrer seines gleichen, Recht und Titel mit Genauigkeit zu untersuchen. — Er ward in der Römisch Katholischen Religion geboren und erzogen. In Jena, wo er in seinem 25. Lebensjahre einige Zeit Professor war, spielte er den überzeugten Lutheraner. Hierauf ging er in sein Vaterland zurück und ward wieder katholisch. Der bald darauf entstandenen Kriegsunruhen wegen,

flüchtete er sich nach Leyden, nahm eine Professorsstelle mit ansehnlichem Gehalte an, und bekannte sich zum Calvinismus, bis er, um den bösen Händeln zu entgehen, die er sich durch öffentliche Vertheidigung der Zwangsmittel und der körperlichen Strafen gegen Religions-Dissentienten zugezogen hatte — sich 1592 abermahls in den Schutz des Königs von Spanien begab, und sein ganzes übriges Leben hindurch der römischen Kirche eifrigst ergeben blieb. Das erbaulichste dabey ist, daß dieser Mann, der so unbeständig in der Religion war, ein gelehrtes Werk von der Beständigkeit (De Constantia Lib. III.) schrieb. — Lipsius war unter andern auch einer von denen, die man ihres Gedächtnisses wegen unter die Prodigia zählt, so daß er sich einst rühmte, er habe den Tacitus so völlig inne, daß er ihn vom Anfang bis zum Ende auswendig hersagen könne, und bereit wäre, einen Mann mit bloßem Schwert neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfte, wenn er auch nur ein einziges Wort fehlen würde.

* * *

So groß und unerschütterlich auch immer das hierarchische Ansehen des Clerus der frühern Jahrhunderte war, so erlitt er doch in einzelnen Glie-

dern mehr oder weniger zahlreiche Kränkungen, die seinen Stolz nicht wenig demüthigen mußten. Auf diese Art ging es mit der Geistlichkeit unter den Karolingern. Nach Apobard (De Privileg. et Jure Sacerdotii) äußerten sich die Bedrückungen, der Haß und die Verachtung gegen dieselben auf eine noch nie erhörte Weise. Die Bischöfe wurden verhaßt und zum Theil verächtlich, weil sie ihre Forderungen übertrieben, und die mindere Geistlichkeit machte schon ihre große Menge selbst zum Gegenstand der allgemeinen Geringschätzung. Jeder Graf, Herr, oder sonst nur einiger Maßen angesehene freye Mann, wählte einen aus seinen Knechten, ließ ihm einigen Unterricht geben, und sodann die Weihen ertheilen. Dann mußte er seinen Hausgottesdienst verrichten, zugleich aber auch zur Nebenbeschäftigung auf der Jagd die Hunde führen, und die Frau im Hause bedienen, ihr die Bügel halten, wollte sie zu Pferde steigen, und dergleichen niedere Verrichtungen mehrere thun. Da sich eine Menge Knechte auch ohne Wissen ihrer Herren ordiniren ließen, aber von letztern, der erhaltenen Weihen unbeschadet, zurückgefordert, und wie zuvor zu ihren Diensten aller Art gebraucht werden durften, so wurden die alten Verordnungen mehrmahls wiederhohlt, welche verbiethen, daß die Bischöfe solche entlaufene Knechte

ohne Vorwissen und Genehmigung ihrer Herren ordiniren.

* * *

Solche Entehrungen der unmittelbaren Diener Gottes und ihre ungeregelte Lebensart brachten Carls des Großen Sohn Ludwig auf den Gedanken, in diesem Stücke eine gänzliche Einförmigkeit einzuführen. Er ließ daher eine neue, meist aus den Schriften der Kirchenväter zusammengetragene Regel aufsetzen, und befahl allen Bischöfen des Reiches, sie von ihrer untergeordneten Geistlichkeit befolgen zu lassen *). Ein Theil davon enthält bloß moralische Vorschriften, wie die Geistlichen überhaupt ihren Lebenswandel einrichten sollen; der andere bezieht sich auf die Versammlungen der Canonici insbesondere. Im letzten Capitel, wo alles kurz recapitulirt wird, heißt es unter andern: „Sie sollen nüchtern, gerecht und fromm leben, sich in gar keine weltliche Geschäfte einlassen, die Fremden willig aufnehmen, die Armen wohl versorgen, ihrem Bischofe in Allem nach der Vorschrift der Regel gehorchen, sich auf geistliche Wissenschaften le-

*) Man kann diese Regel lesen bey Harzheim. Concil. Germ. Vol. II.

gen, ihre Zeit mit Lesen und Bethen zubringen, alle in einem gemeinsamen Zimmer schlafen, ausgenommen, es wäre einer krank; auch sollen sie beysammen in einem Zimmer essen; sobald das Zeichen gegeben wird, ungesäumt in die Kirche gehen, und die Tagzeiten fromm und erbaulich absingen; der Ort ihres gemeinsamen Aufenthaltes (Kloster, Münster oder Bruderhof nannte man selben) soll nur einen wohlverwahrten Ausgang haben; keiner soll ohne Erlaubniß ausgehen; sie sollen nicht bey Schauspielen oder weltlichen Geprängen erscheinen, oder dem Spiel oder der Jagd ergeben seyn; keine kostbaren oder eitlen Kleider tragen; sich nicht länger außer dem Kloster verweilen, als es der Prior erlaubt hat; in dem Kloster sollen sie nicht müßig seyn, sondern ein Jeder sich nach seinen Fähigkeiten auf Wissenschaften legen, damit keiner in der Versammlung ganz unnütz sey, und die Gelübde der Gläubigen müßig verzehre.

* * *

Einer der merkwürdigsten Beyträge zur teutschen Kirchen sowohl als Sittengeschichte sind die Nachrichten von dem Sittengerichte, das unter den Nahmen des Sends (Synodus) zu Carls des Großen Zeiten vorkommt. Es bestand selber da-

rin, daß die Bischöfe alle Jahre ihren Kirchsprengel visitiren mußten, und überall, wo sie hinkamen, diesen Send zu halten aufs schärfste verbunden waren. Der Archidiakon ging voraus, und meldete die Ankunft des Bischofes mit Bedrohung der Excommunication für denjenigen, der sich nicht bey dem Gerichte einfinden würde. Sachen, von minderem Belang that er indessen ab, damit der Bischof nicht aufgehalten würde. Sobald als dieser angekommen war, wählte er sieben von den ältesten, angesehensten und glaubwürdigsten Männern, die einen Eid ablegen mußten, daß sie weder aus Furcht noch aus einigem Gewinn, Anhänglichkeit oder Freundschaft, dem Bischof von allem dem, was sie wissen, gehört haben, oder noch erfahren werden, was gegen den Willen Gottes oder das rechte Christenthum in dieser Pfarrey geschehen ist, oder noch bey ihren Lebzeiten geschehen wird, das mindeste verhehlen wollten, wenn es eine Sache betrifft, die zum Send gehört, oder in des Bischofs Amt einschlägt. Dann wurden ihnen 183 Puncte vorgelegt *), und sie über jeden derselben einzeln befragt. Z. B 1. Ob Jemand in der Pfarrey sey, der einen Andern freywillig

*) Rhegino in seiner Sammlung von Kirchengesetzen, hat uns diese Puncte vollständig aufbewahret.

oder auch nur zufälliger Weise umgebracht, wenn es selbst sein eigener Knecht oder Magd gewesen? *)

41. Ob einer einen freyen Mann, oder einen Fremdling oder Reisenden, oder den Knecht eines andern geraubt, und außer Landes verkauft? oder ob einer den Juden einen christlichen Sclaven verkauft, oder ob die Juden nicht selbst mit Christen Handel treiben?

42. Ob ein Zauberer, Wahrsager, Segensprecher unter dem Volke sich befinde?

45. Ob ein Weib vorhanden sey, die vorgebe, sie reite in gewissen Nächten mit den Teufeln auf gewissen Thieren, und sey in ihre Gesellschaft aufgenommen. Eine solche sollte auf keinen Fall in der Pfarrey gelitten werden. (Also doch noch nicht verbrannt werden, wie dieses bey den heidnischen Sachsen dazumahl bereits herrschende Sitte war, Carl untersagte es ihnen aber bey Todesstrafe.)

---

*) In Rheginos Beichtspiegel ist ebenfalls die erste Frage
die der Beichtvater an eine zur Beichte kommende Manns-
person thun soll, ob er nicht Jemanden umgebracht ha-
be? — die zweyte: Ob er Niemanden Hände oder Fü-
ße abgehauen, oder die Augen ausgerissen? — die drit-
te: Ob er keinen falschen Eid geschworen? — die vier-
te: Ob er keinen Ehebruch begangen? — Ein Weib
ward befragt, ob es nicht freywillig eines seiner Kin-
der umgebracht. Welch ein Bild jener Zeiten! (Bey
Harzheim. II. p. 486.)

48. Ob Jemand von dem Wasser trinke, in dem eine Maus, ein Wiesel oder sonst ein unreines Thier ertrunken ist, oder ob Jemand Blut und das Fleisch von verrecktem Viehe esse?

53. Ob die Weiber beym Wolleweben oder Spinnen etwas sagen oder beobachten, was nicht im Nahmen des Herrn sey?

63. Ob Jemand seinen eigenen Priester verachte, in eine fremde Kirche gehe, dort communicire und seine Zehenten dahin gebe?

72. Ob Jemand einem Wallfahrter oder Reisenden die Herberge abschlage?

112. Ob es Jemand dem Bischofe oder seinen Abgeordneten streitig mache, die Bauern und Knechte, die sich gegen die Kirche vergangen, nackt mit Ruthen zu züchtigen?

120. Ob Jemand unzüchtige oder zum Lachen reitzende Lieder nicht weit von der Kirche singe? ꝛc.

Diese Einrichtung wäre ungleich vortheilhafter für die Sitten gewesen, wäre sie nicht dadurch entkräftet worden, daß man die Bußen durch Geld auslösen konnte. „Wenn einer nicht fasten kann, heißt es, „und reich ist, so gebe er für sieben Wochen zwanzig Solidos, wenn er nicht so viel geben kann, so gebe er deren zehn, wenn er aber sehr arm ist, so soll es mit dreyen auch genug seyn. Ein Je-

der muß aber wohl Acht haben, wem er es geben müsse, entweder zur Erlösung der Gefangenen oder auf den Altar, oder den Geistlichen oder dem Armen." — Dieß war der erste Anfang, theils der nachmahligen Form der Indulgenzen, theils der Geldstrafen, welche die Geistlichen den Weltlichen auferlegten. — Eben diese Bußen waren auch zu Gebethen angeschlagen: z. B. für einen Monath Fasten, bey Wasser und Brot, galten gleichviel 1200 Psalmen kniend, oder 1680 nicht kniend gebethet.

* * *

Die innere Disciplin war nach der oben erwähnten Ordensregel König Ludwigs in den Klöstern und Konventikeln folgender Maßen eingerichtet. Wenn einer sich gegen die Vorschrift vergangen, sollte er in Geheim ermahnet und gewarnet werden, und wenn dieses nichts fruchtete, in Beyseyn der andern, wenn er sich auf dieses nicht bessert, so soll er mit Wasser und Brot auf einige Zeit gespeiset werden, und von den übrigen bey Tische sowohl als im Chore abgesondert werden, endlich aber kann man ihn, nach den Worten Salomons, daß ein Narr nicht mit Worten klug zu machen sey, auch mit Schlägen hernehmen. Lassen es aber Alter oder Eigenschaften der Person des Schuldigen (ei-

nes Adeligen) nicht zu, daß man ihn mit Schlägen zurechtweise, so soll man ihn durch beständiges Fasten, Absonderung von den übrigen, Mahnen und harte Worte zu bessern suchen; auch soll ein Ort sich im Kloster befinden, wo man ihn auf einige Zeit einsperre. Ist dieses alles fruchtlos, so führe man ihn vor den Bischof, und dieser soll ihn öffentlich als verworfen und von der Gesellschaft der Andern ausgeschlossen erklären. — Von den Jüngern heißt es, sie sollten beständig mit Schlägen hergenommen werden, damit sie nicht verhärten. (Latera eorum, ne indurescant, assidue verberibus tundantur.)

* * *

Stoff zu Parallelen. — Carl der Dicke hatte etwas von den Gütern und Geräthschaften eines Nonnenklosters bey Brescia verschenkt. Papst Johann XIII. ermahnte ihn solches zurückzustellen, und schließt sein Schreiben mit folgenden Worten: „Wenn Du diese Güter nach Verlauf von sechszig Tagen nicht wirst zurückgestellt haben, so daß dein Abgeordneter zu Rom uns darüber befriedigende Rechenschaft abgelegt haben wird, so sollst Du von dieser Zeit an excommunicirt seyn, und wenn Dich dieses nicht bessert, so wisse, daß

man Dich mit derbern Schlägen klug machen wird. (durioribus deinceps sciens te verberibus erudiendum. Hardouinus, Coll. Conc. Tom. V.)

Boso von Burgund war der Erste unter den fränkischen Vasallen, der sich von der regierenden Familie unabhängig gemacht, und ein eigenes Königreich gestiftet hatte. Die fränkischen Prinzen, welche die Folgen dieses Unternehmens einsahen, waren äußerst gegen ihn aufgebracht, und verpflichteten daher ihre Vasallen durch einen besondern Eid, sich diesem Boso zu widersetzen. Allein Papst Johann VIII., dessen Interesse sich gegen die burgundische Seite neigte, schrieb an sie: „Den glorreichen Fürsten Boso habe ich an Sohnesstatt angenommen (gloriosum principem Bosonem per adoptionis gratiam filium meum effeci) ... Begnüget Euch daher mit den Gränzen Eures Reiches, und befleißet Euch, Ruhe und Friede zu erhalten, weil wir von nun alle diejenigen excommuniciren wollen, die sich es einfallen lassen werden, gegen unsern vorgenannten geliebten Sohn sich aufzulehnen."

An den Grafen Stephan von Auvergne schrieb Nicolaus I.: „Weil von Dir einige unverschämte und gottlose Dinge behauptet werden, so verordnen wir durch unsere apostolische Gewalt, daß Du vor unserm Legaten, in dem ausgeschriebe-

nen Synod erscheinen sollst, um Rechenschaft über diese Behauptungen zu geben. Wenn Du dieses versäumst, so wisse, daß Du aus unserm Befehl vom Fleisch und Wein Dich enthalten sollst, bis Du in unserer Gegenwart zu Rom erschienen seyn wirst, um selbst Rede und Antwort zu geben." (Epist. 66 ad Steph. ap. Hard. Tom. VI.)

Dagegen verlangte ungefähr ein Jahrtausend später der damahlige französische Kaiser vor der Besetzung Roms im Jahr 1808 die Zustimmung des Papstes zu folgenden acht Puncten: daß er erstens einen besondern, von dem Kaiser zu ernennenden Patriarchen als Oberhaupt der französischen Kirche anerkennen und als unabhängig von sich erklären; daß er zweytens den Code Napoléon im Kirchenstaate einführen; drittens, die Freyheit des öffentlichen Gottesdienstes jeder Religionspartey bewilligen; viertens, selbst die Unabhängigkeit aller Bischöfe von dem römischen Stuhle proclamiren, und sich deßwegen fünftens, auch in die Besetzung der Bisthümer nicht mehr einmischen, und keine Collationsbullen dazu ertheilen; sechstens, alle religiösen Orden für das männliche sowohl als das weibliche Geschlecht ohne Ausnahme aufheben; auch siebentens, die Cölibatsgesetze für den Clerus abschaffen, und endlich achtens, den neuen König Joseph von Neapel krönen

und salben sollte! (S. Alph. de Beauchamp. Hist. de la Captivité de Pie VII.).

* * *

Gegenseitige Höflichkeitsbezeigungen älterer Schriftsteller. — Der Abt Paulus zu Altenzelle in Sachsen, war ein eifriger Katholik und heftiger Widersacher Dr. M. Luthers, gegen welchen er auch verschiedene Broschüren schrieb. Als ein Beyspiel, wie zart er sich bey solchen Gelegenheiten auszudrücken pflegte, mag hier der Titel eines Werkchens stehen, welches er 1524 zu Leipzig in 8. herausgab: „Pauli Amnicolae Chemniciani, Schrift wider das wilde, geifernde Eberschwein, so mit seinem Saurüssel umzustoßen sucht die Canonization St. Brunonis, Bischofens zu Meißen.

Luther und Dr. Eck waren die heftigsten Gegner. Letzterer erlaubte sich den Scherz den Nahmen seines Widersachers anstatt des th mit einem d zu schreiben, dafür ließ Luther bey seines Gegners Nahmen den Punct zwischen Dr. Eck aus.

Auch gekrönte Häupter verfuhren zuweilen nicht artiger mit einander. In der Mitte des 16. Jahrhunderts gab es in Teutschland Vagabunden, die vom Papste gedungen waren, um in den Ländern

der protestantischen Fürsten zu sengen und zu brennen *), mit der Versicherung, es sey ein gutes Werk, und bringe ihnen Vergebung ihrer Sünden. Die Fürsten suchten sich ihrer zu bemächtigen, und durch die Aussagen einiger Eingefangenen kam auch Herzog Heinrich von Braunschweig in den Verdacht eines Mitwissenden. Wie sehr Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, gegen ihn aufgebracht war, sieht man aus folgendem Titel einer 1541 erschienenen Druckschrift: „Des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herzog Johann Friedrich von Sachsen Churfürst, Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeyten, verfluchten Ehrenschänders, böstḧätigen Barnabas, auch H—rensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich nennt, unverschempt, kalphurnisch Schand- und Lügenbuch, welches derselbe durch den Druck ausgesprengt hat. Leipzig, 1541."
Die sehr artige Antwort hierauf führt den Titel: „Herrn Heinrichs des Jüngeren, Herzog von Braun-

*) Das Verbrennen ganzer Ortschaften ward überhaupt dazumahl beynahe als eine Kunst behandelt, da man besondere Brennmeister dazu anordnete, und in einem Kriege zwischen den bairischen Herzogen Ludwig und Rudolph zündete ersterer mit eigener Hand ein Dorf an. (Hegewisch Leben. Mar. I. 91.)

schweig und Lüneburg Quadruplice wider des Kirchenräubers Antiochi. Severiani, Novitiani und H—renwirths von Sachsen, der sich Hanns Friederichen, Herzogen zu Sachsen nennet, erdichtetes Lästermaul. Wolfenbüttel 1541."

*
* *

Unter die, in ihrem Berufe thätigsten Männer kann man gewiß den im Jahre 1812 verstorbenen königl. preußischen Oberconsistorialrath G. Gerhard rechnen. Im Anhange seines von ihm selbst beschriebenen Lebenslaufes (Breslau 1813) wird das summarische Verzeichniß seiner sämmtlichen Arbeiten mitgetheilt. Es ist in seiner Art einzig, und verdient seiner Seltenheit wegen, mitgetheilt zu werden. Der sel. Gerhard hielt 3100 Predigten, 1364 Trauungs-, 41 Leichen-, 352 Ordinations-, 148 Installations- und Einweihungs-, 817 Candidaten-Examina- und 160 Kirchenvisitationsreden. Außer diesem ist er Verfasser von 14 größeren ascetischen und homiletischen Werken, von 76 einzeln gedruckten Predigten, nebst vielen geistlichen Oden und Liedern.

* *
*

Der Herzog Galeazzo von Mayland adelte mit bedeutenden Privilegien die Familie del

Maino, aas welcher er eine seiner Maitressen genommen hatte. Als Motiv der Standeserhöhung gab er im Diplome an: Ob *delectationem corporis* ab illa nobis praestitam!!

* * *

Vom Hofe des türkischen Kaisers war ein Gesandter an Papst Leo X. von Constantinopel nach Rom geschickt worden. Dieser, nachdem er ihn in einer pomphaften Rede, bald mit Abel, Melchisedech, bald mit Moses und Aaron verglichen hatte, glaubte das höchste von der Würde des heil. Vaters gesagt zu haben, da er am Schlusse seines Vortrags denselben als *Sultano della chiesa cattolica e Gran-Turco dei Cristiani*! apostrophirte.

* * *

Papst Urban VIII. aus der Familie der Barbarini ließ einige Denkmahle von Erz schmelzen und zur Verzierung der Kirchen verwenden. Die Römer wurden darüber unwillig, und ließen den Pasquino den andern Tag darauf ausrufen: Quod non fecere *Barbari*, fecere *Barbarini*!

* * *

Innocenz XI. folgte auf dem römischen Stuhle Alexander VIII., dessen Familiennahme Ottoboni war. Dadurch veranlaßt, fand man folgendes, was Pasquino dem Marforio sagte: Allegrezza! per *Un* Papa cattivo, abbiamo *Otto* boni!

* * *

Am Hofe des Sultans Sheriffs von Mecgne befindet sich ein eigener Ministre Empoisonneur, ein junger Mann von dem gefälligsten Äußern, der dazu bestellt ist, durch Gift in Speisen und Getränken alle irgend verdächtige Personen aus der Welt zu schaffen. Die Sache ist dort allgemein bekannt, man warnte auch Ali Bey, den bekannten neuen Reisenden *), vor diesem Manne,

*) Voyages d'Ali Bey el Abassi en Afrique et en Asie pendant les années 1803—1807. Paris, 1814. 3 Vol. Übersetzt Weimar 1815. Dieser angebliche Ali Bey ist nach wahrscheinlichen Abnehmungen ein Spanier, D. Domingo Bahia, von K. Carl IV. zu einer Erforschungsreise nach Afrika geschickt mit noch einem Spanier, der aber zurücktrat. Um zu dieser Reise auf's zweckmäßigste sich vorzubereiten, erwarb sich derselbe nicht nur die nöthige Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Länder, die er durchreisen wollte, und mit der arabischen Sprache, sondern ließ sich auch in London, 36 Jahre alt, beschneiden. Und

aber jener nahm nicht nur das heilige Wasser aus dem Zemzen, sondern auch Speisen von ihm an, avec

---

so machte er denn die Reise, in seinem Äußern und in seinem ganzen Betragen einem Morgenländer und Muselman so ähnlich als möglich. Als ein solcher tritt er auch in dieser seiner Reisebeschreibung auf. Um die Sache dem Leser glaublich zu machen, wird in der Vorrede gesagt, daß er sich lange in mehreren europäischen Ländern aufgehalten, und daselbst nebst kosmopolitischen Ansichten, den hohen Grad wissenschaftlicher Ausbildung, besonders in Beziehung auf Mathematik, Physik, Naturhistorie erhalten habe, der sich schon in diesem Werke zeigt, und in mehrern wissenschaftlichen Werken, die darin angekündigt sind, noch mehr sich zeigen wird. Den Nahmen Ali Bey nahm er darum an, weil er einer der gemeinsten ist, also am wenigsten Verdacht erregt, und den Zusatz el Abassi, um als Abasside desto mehr Ansehen sich zu verschaffen. So vermummt reisete er von Marokko durch Tripolis, Ägypten nach Mekka, von da meist zu Lande nach Constantinopel bis Bukarest, wo die Beschreibung endigt, überall unentdeckt, obgleich hie und da Verdacht entstanden zu seyn scheint, mit der größten Achtung und Zuneigung von den vornehmsten Befehlshabern, mit Ehrfurcht von den Geringen behandelt. Seine Klugheit, strenge Beobachtung aller religiösen Gebräuche, seine Bewunderung erregenden physikalischen und astronomischen Kenntnisse hatten dieß bewirket, nebst den ansehnlichen Geschenken, die er an hohe und niedere, an Moscheen und Heilige bey allen Gelegenheiten ausspendete. Der Herausgeber will eine vom Verfasser verschiedene Person seyn, in der Vorrede und in den vielen Anmerkungen unter dem Texte, die einige spätere Ereignisse betref-

une sérénité et un sang-froid imperturbable; nur, wie er selbst sagt, auf den Nothfall mit einem schnell wirkenden Brechmittel, trois prises de zinc vitriolisé versehen. II. 312.

* *
*

Französischer Katechismus während der Revolutions-Epoche. 1797. — (Aus einem Pariser öffentlichen Blatte dieser Zeit.) Frage: Sind Sie ein Royalist? — Antwort. Ja. — Was ist ein Royalist? — Ein Mensch, der an Gott, an die Gesetze, an die Sitten, an die Möglichkeit einer Republik und an das Daseyn der Könige glaubt. — Leben wir in einer Republik? — Man sagt es. — Woraus besteht eine Republik? — Aus Sitten und Gesetzen. — Haben wir Sitten? — Nein. — Gesetze? — Nein. — Was bleibt uns also übrig? — Das Caputmortuum der Mo-

---

sen oder Gesinnungen äussern, wie sie Ali Bey selbst nicht füglich äussern konnte. Unterdessen hat der Herausgeber nicht nur in der Zuneigung an König Ludwig XVIII. sich B. unterzeichnet, sondern einen denkenden Leser können alle diese Blendwerke überhaupt nicht lange täuschen. Demungeachtet bleibt dieses Werk eines der interessantesten, welche die geographische Literatur jener Länder seit langer Zeit erhalten hat.

narchie. — Welches war die Triebfeder der Monarchie? — Die Ehre. — Welches ist die Triebfeder unserer Republik? — Der Eigennutz — Was ist der Eigennutz? — Die Kunst, alle Tugend mit Füßen zu treten. — Glauben Sie an die Tugend? — Wie an Gott. — Glauben Sie an den Patriotismus? — An den der Griechen und Römer. — Und sind Rewbel und Barras und Buonaparte Römer? — Wie die Töchter der Straße St. Honoré die Weiber derjenigen sind, deren Nahmen sie tragen. — Lieben Sie Ihr Vaterland? — Wie mich selbst. — Die Freyheit? — Wie meine Geliebte. — Die Patrioten? — Wie die Kolik. — Was ist ein Patriot? — Ein Mensch, der sich an die Stelle der Könige setzen will. — Was muß man thun, um diesen ausschließlichen Titel zu verdienen? — Alles, was erforderlich ist, um gehangen zu werden. — Welch einen Unterschied gibt es zwischen den Patrioten und Jakobinern? — Keinen. — Gibt es viele Jakobiner in Frankreich? — Einen gegen hundert andere. — Warum sind sie denn so frech? — Weil wir so feigherzig sind. — Gibt es kein Mittel, uns von unserer Feigherzigkeit und sie von ihrer Frechheit zu heilen? — Die Mittel mangeln nicht, aber uns fehlt der Arzt. — Was verstehen Sie unter dem Arzte? — Dasjenige, was

uns heilen soll .... Gerechtigkeit und Religion. — Was ist die Gerechtigkeit? — Die Kunst, einem jeden das zu geben, was ihm zukommt. — Was ist Religion? — Die Ausübung unserer Pflichten gegen Gott, gegen unsere Nächsten und gegen uns selbst. — Wer wird unter uns die Gerechtigkeit und Religion wieder herstellen? — Die Zeit. — Kann man ihre Bewegung beschleunigen? — Wie alle andern. — Wie kann man sie beschleunigen? — Durch Festigkeit und Energie. — Wird man diese Bewegung nachher nicht zur Ordnung einrichten müssen? — Ja! — Wer wird sie einrichten? — Die Einheit. — Was ist die Einheit? — Die Verbindung der Menschen und Sachen. — Wer hat die Einheit erschaffen? — Die Natur. — Worin besteht die Kraft? — In der Einheit. — Worin besteht die Schönheit? — In der Einheit. — Worin besteht die Regierung? — In der Einheit. — So ist also jede getheilte Regierung keine wahre Regierung? — Nein. — Kann man ohne Regierung leben? — Sehr kurze Zeit. — Wie kann man ohne Regierung leben? — Wie wir leben. — Werden wir noch lange so leben? — Wenn wir unsere Lage immer verändern. — Wie verändert man seine Lage? — Wenn man sich von einer Seite auf die andere leget. — Auf welcher Seite liegen wir jetzt? —

Auf dem Rücken. — Welches ist unsere natürliche Stellung? — Aufrecht. — Wer wird uns wieder aufrecht stellen? — Die Zeit, der Arzt und die Einheit.

* * *

In welcher Achtung die neuen Revolutions-Herrscher und Municipalitäten in der unreif gebornen und plötzlich wieder verstorbenen cisrhenanischen Republik bey dem Volke und allen Einwohnern standen, bewies eines der ersten Decrete, so dort erschien, welches ausdrücklich befahl, daß die Einwohner die Municipalitätsherren und andere angesehene cisrhenanische Patrioten, wenn sie auf den Straßen gingen, nicht mit Koth bewerfen sollten. (Pol. Journ. 1797. p. 1147.)

* * *

Stiftungsurkunde der Buchdruckerey im Benedictiner-Stift Ottobeuren in Schwaben vom Jahr 1509. — Leonard, von Gottesgnaden, Abt von Ottobeuren, den Nachkömmlingen desselben Klosters unsern Gruß. Man erzählt, Plato, der Philosophen-Fürst, sey seinen Zöglingen öfters zu sagen gewohnt gewesen: „Ziehet Arbeit dem Müßiggang vor, wenn

ihr nicht etwa wähnet, daß Rost den Glanz übertreffe." Wie gedeihlich den Sterblichen die Arbeit, und wie schädlich der Müßiggang sey, hat der nähmliche Plato bezeugt, wenn er sagt: „Was ist des Körpers Gestalt? Wird er nicht durch Müßiggang und Trägheit verwüstet? durch Übung aber und Bewegung frisch erhalten?" — Auch die Gestalt der Seele wird durch Wissenschaft gebildet, sie wird durch Zucht und Lehre genährt und vervollkommnet. Durch Müßiggang und Trägheit gewinnt sie keine Lehre, und vergießt das Erlernte. Gut ist daher die regsame Thätigkeit für Seele und Leib, träge Ruhe das Gegentheil. Was die Erheiterungen und das stille Leben betrifft, behaupte ich ebenfalls, daß die Ruhe zur Fäulniß und zum Verderben führt, das Entgegengesetzte die Erhaltung befördert. Darum hat unser heil. Vater Benedict den Müßiggang verwünscht, und gesagt: „Der Müßiggang ist der Seele Feind, deßhalb sollen die Brüder zur bestimmten Zeit der Handarbeit, zu gewissen Stunden wieder den göttlichen Wissenschaften obliegen." Entschlossen demnach, diese tödtliche Pest aus meiner Heerde zu vertilgen, hab' ich mit großen Kosten zusammengekauft, was zum Bücherdruck nöthig schien, damit meine Brüder nicht mit gemeiner, sondern mit edler und nützlicher Arbeit sich beschäf-

tigen. Es soll von uns, nach des Erlösers Ausspruch Speise bereitet werden, die nicht in Verwesung übergeht. Ich kenne aber nichts, das bey dem Unbestand menschlicher Dinge unvergänglicher wäre, als Wissenschaft. Eben so ist für den Ordensmann nach verrichtetem Psalmengesang, nach inbrünstigem Gebeth zu Gott und nach tiefsinnigen Betrachtungen nichts standesmäßiger als in göttlichen und andern Schriften, den Zeugen unsers Glaubens zu forschen. Weil aber der Geist, wegen Schwäche der Kraft, in tiefen Forschungen nicht unabläßig auszuharren vermag, muß er, wie der Bogen, auf daß er nicht breche, abgespannet werden. Damit aber der abgespannte Geist nicht in Unthätigkeit, den Zunder alles Übels, versinke, so muß der Körper nothwendig angemessene Bewegung erhalten. Und weil gemeiniglich Klostergeistliche mit der Feder sich zu beschäftigen pflegen, und diese Arbeit als die eigenthümliche sich gewählet haben, so erachte ich nützlich, daß meine Brüder den auswärtigen gleich, und zwar anhaltender arbeiten sollen. Denn wer schreibt, der vollendet mit großem Zeitaufwand endlich nur ein kleines Werk, dessen Gebrauch nur einem dient. Wer aber Bücher druckt, der verfertigt mit gleicher Leichtigkeit und Kürze der Zeit nicht nur einen Codex, sondern viele Bände, die einer großen Zahl von Le-

fern nützlich sind. Auch erachte ich nicht, daß der Drucker des Schreibers Lohn nicht theile, sondern ich glaube vielmehr, daß er ihn reichlicher einernte. Welchen Lohn aber die Schriftsteller empfangen, erzählt sehr schön Johann Gerson in seinem Werkchen von den Schriftstellern.

Das erste Werk aber, welches ich drucken lasse, mußte mir Alcuins Schrift von der h. Dreyfaltigkeit seyn, theils wegen des Verfassers, der ein Mönch und St. Benedicts-Ordensmann ist, theils um des Werkes selbstwillen, weil ich von Jugend auf die heil. Dreyfaltigkeit mit besonderer Andacht verehre. Ich beschwöre also nun Euch, Ihr Nachkömmlinge und treuesten Zöglinge dieses edeln Stiftes, daß Ihr diese Buchdruckerey nie lasset zu Grunde gehen, sondern dieselbe vielmehr mit männlichen Muth und Eifer erhalten, befördern und vergrößern helft. Alsdann wird Euch im Innern Eures Hauses rühmliche Arbeit, von Außen Ehre und grosse Achtung in keinem Jahrhunderte fehlen.

Gegeben in unserm Kloster Ottobeuren, den ersten des Herbstmonaths im Jahr des Heils eintausend fünf hundert und neun, unserer Pratur im zweyten.

* * *

Von dem unlängst (1817) verstorbenen Herrn Suard, Mitglied des französischen Instituts, erzählen öffentliche Blätter folgenden Charakterzug: „Er war von Jugend auf voll Liebe für Wahrheit und Unabhängigkeit, folglich sehr arm. Madame Geoffrin nahm sich seiner an, und empfahl ihn einem Großen von Einfluß, der ihn jedoch so kalt empfing, daß Suard ihn nicht zum zweyten Mahle besuchen wollte. Madame Geoffrin war darüber ganz ärgerlich, und sagte dem jungen Manne etwas verdrießlich: „Wenn ein Mann kein Hemd hat, so soll er auch keinen Stolz haben!" — „„Gerade das Gegentheil, antwortete Suard, eben dann muß der Mann Stolz haben, damit er doch etwas habe!""

* * *

Prozeß um ein Te Deum. Diesen führten zur Zeit Königs Franz I. zwey berühmte Sachwalter, und kramten bey dieser Gelegenheit eine Gelehrsamkeit aus, die man jetzt sehr am unrechten Orte finden würde, damahls aber große Wirkung machte. Ein Canonicus von Chartres verordnete (1550) in seinem Testamente, daß sowohl an seinem Begräbnißtage, als auch jährlich an diesem Tage, die Musik der Kathedralkirche ein schönes Tedeum geben sollte. Der Bischof von Chartres

fand eine solche Verordnung statt des Requiem sehr unanständig, weil das Tedeum eine Dank- und Freudenhymne, und keine Todtenvorbitte sey. Der Advocat der Notherben Noël Brulart ging nun diesen ambrosianischen Lobgesang Vers für Vers, als Theolog, als Rechtsgelehrter, als Philosoph, als Geschichtschreiber und Dichter durch, und bewies, daß dieser Gesang keineswegs für Freuden- und Dankbezeigung bestimmt sey, wie man gewöhnlich glaubt. Das Parlament war seiner Meinung, und das Tedeum behielt Recht.

* * *

Große schriftstellerische Thätigkeit. Einer der ersten Vielschreiber war unstreitig Raimond Lullo, der, nachdem er die Hälfte seines Lebens verschwärmt hatte, noch 400 Bücher schrieb. Der Spanier Lope de Vega schrieb so viel, daß auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen kommen. Der Portugiese Manoel de Faria e Sousa rühmt sich gar jeden Tag seines Lebens (1590—1649) 12 Bogen, die Seite zu 30 Zeilen geschrieben zu haben. Von Teutschen möchte ihnen der berühmte Johann Jacob Moser, der 1785 als königl. dänische Etatsrath zu Stuttgart starb, ziemlich gleich kommen. Das in seiner von ihm selbst geschriebenen Lebensgeschichte befindliche Verzeichniß seiner Schrif-

ten beträgt 64 Seiten, die ungedruckten Aufsätze nicht gerechnet, die leicht den vierten Theil betragen möchten. Seine Schriften sind zum Theil sehr corpulent, z. B. sein teutsches Staatsrecht und Staats-Archiv betragen 60 Quartbände, seine Reichsfama und Reichshofraths-Prozesse 35 Octavbände. Von seiner schnellen Art zu arbeiten, erzählt er selbst einige Anekdoten; z. B. eine Regierung sandte ihm mehrere Folianten von Acten, der Kanzleybothe sollte anfragen, wenn er das zu erstattende Gutachten abhohlen könnte? Moser hieß den Bothen einen Tag warten, und gab ihm das Gutachten sogleich mit, welches den Räthen so unbegreiflich war, daß sie es in die Chronik schreiben wollten. — Ein andermahl erhielt er acht Folianten von sehr confusen Acten aus der Pfalz. In zwey Tagen verfaßte er ein Gutachten mit allen rationibus decidendi und dubitandi; der Kanzellist brauchte dagegen zum Abschreiben sechs Tage!

* * *

Als Kaiser Carl V. und sein Bruder Ferdinand im Jahre 1530 zusammen in Augsburg waren, begab es sich einstmahls, wie sie sich eben zum Mittagsmahl niedersetzen wollten, daß man ihnen

Staatliche Bibliothek Bamberg

Schauspieler anmeldete, welche um die Erlaubniß bathen, sie während der Tafel zu ergetzen. Solches ward ihnen ohne Weigern vergönnt. Der Erste, der hereintrat, war in einen Doctors-Mantel gehüllt, mit einer Larve auf dem Gesichte, auf seinem Rücken stand der Nahme Johann Räuchlin geschrieben. Er trug einen Arm voll Holzscheite, die einen krumm, die andern gerade, warf sie aufs ungefähr an den Boden, und zog sich zurück. Zum Zweyten kam ein anderer Mann, in der Kleidung der niederländischen Gelehrten, und mit dem Nahmen des Erasmus von Rotterdam geziert. Dieser war bemüht, die Scheite, welche der Erste zurückgelassen, in einen regelmäßigen Haufen zusammen zu schichten, indem er die geraden und die krummen sorgfältig in einander paßte. Nachdem er sich lange vergeblich geplagt, schüttelte er das Haupt, und verließ den Schauplatz, wie einer, der an seinem Gelingen verzweifelt. Darauf folgte ein Mann im Mönchsgewande, den Nahmen Luthers kecklich auf der Brust führend. Er trug im Feuerbecken Feuer und Kohlen, las alle krummen Scheite aus, und brannte sie zu Asche. Wie diese krummen Hölzer recht in Flammen standen, verschwand er, und ihn ersetzte ein Verkappter mit dem kaiserlichen Mantel. Bey dem Anblick aller der krummen im Feuer lo-

dernden Scheite zog er sein Schwert, und suchte durch Hiebe und Streiche die Flamme zu ersticken aber je mehr er an den Scheiten herumrückte, und je mehr er in der Flamme herumstörte, je heftiger loderte sie auf. Darob ergrimmte er, und ging zornig von dannen. Endlich trat eine Gestalt auf, mit päpstlichem Mantel geschmückt, auf dem man mit goldenen Buchstaben den Nahmen Leo des Zehenten las. Dieser schlug die Hände voll Schrecken zusammen, und blickte ängstlich überall umher, als suche er Mittel, dieses Feuer zu löschen. In seiner Unruhe nimmt er zwey große Krüge wahr, der eine voll Wasser, der andere voll Öhl. Nachdem er letzteres erkannt, gießt er es in die Flamme, welche nun so mächtig emporschlägt, daß er vor Schrecken davon läuft. Dieses Schauspiel, welches nur durch Geberden gespielt ward, bedurfte keiner Erklärung. Sobald das Feuer fortgeschafft war, verlangten die Fürsten die Schauspieler zu sehen, allein sie waren verschwunden. (Christ. Mathias Theatr. hist. 1648.)

*

* *

Haushälterisches Leben der Frau Cromwells. — Elisabeth Cromwell, Gemahlinn des englischen Protectors, zeichnete sich durch eine übertriebene Sparsamkeit aus. Hiervon

kommen in der geheimen Geschichte von Jacob des Ersten Hofe, aus Privatnachrichten gesammelt, die vor einiger Zeit in London erschien, einige Züge vor. — Als sie in London ankam, schickten ihr die Fanatischgesinnten allerhand Eßwaaren zu, als westphälische Schinken, Ochsenzungen, Branntweinfäßchen, französische Weine u. dgl., um ihr die Ausgaben in der Stadt zu ersparen: die Frau Protectorin fand aber, daß es noch sparsamer seyn würde, wenn sie diese Geschenke zu Gelde machte, und ließ sie im Kleinen wieder auskramen, zu den gewöhnlichen Marktpreisen. Ihr Anzug war so einfach, daß er mit dem der Hausjungfer ohne Unrecht konnte verglichen werden. — Sie hielt zwey oder drey Kühe in St. James Park, und legte eine Milcherey im Whitehalls-Pallaste an, sie gab sich mit Buttern ab, und unter den Damen des Protectorhofes war nur von der Butter der Frau Protectorinn die Rede. In dieser Milcherey arbeiteten manche Demoisellen vom Stande. Nicht weit von der Milcherey hatte sie ein Spinnhaus angelegt, hier spannen und fädelten die Ministerstöchter. — Als der Protector eines Tages bey einem Privatessen eine Seviller Apfelsine zu einem Kalbsbraten forderte, antwortete Mistreß Cromwell, die Apfelsinen kosteten einen Groot, sie könne keine geben.

Mit dieser Antwort mußte sich das Oberhaupt des englischen Staates begnügen. — Zum Abendessen ließ die Frau Protectorinn Eyer und dergleichen Kleinigkeiten auftragen. Also eben der Cromwell, der Muth und Stärke genug hatte, die Stelle eines rechtmäßigen Königs einzunehmen, konnte nicht einmahl eine anständige Mahlzeit bekommen, und stand unter dem Pantoffel seiner Lady.

* * *

Am Tage der heil. Barbara pflegten die Dogen von Venedig Medaillen an die Nobili auszutheilen, deren Inschrift das Merkwürdigste bezeichnete, was sich im verflossenen Jahre, es sey in oder außer Venedig, zugetragen hatte. Es wurde immer eine Commission ernannt, um Gegenstände der Medaille vorzuschlagen, und der Doge entschied. Im J 1789 theilte der Doge Manini eine Medaille aus, auf welcher eine weibliche Figur abgebildet war, darunter stand Libertas. Die Umschrift war Effulsit Ergo Effulgeat; auf der Rückseite stand: Ludovici Manini Princ. Munus *Anno* I. 1789. (Polit. Journal 1799 p. 162.)

Also zählte der Doge schon 1789 die Jahre nach der französischen Revolution, und wünschte die Revolutions-Freyheit verbreitet, die ihn dann auch

sechs Jahre darauf wirklich verjagte. War es Inbecillität, Verblendung des neuen Fanatismus, oder — etwas Sträflicheres, was ihn zu solchen Äußerungen trieb? Wahrscheinlich war es Verblendung des Fanatismus, der in den ersten Zeiten der Revolution so viele Köpfe in Europa mehr erhitzte, als Mahomeds Sendung die Köpfe in Arabien.

* * *

Die Zahl der gelehrten Gesellschaften in Italien ist sehr groß, indem dieses Land für sich allein deren mehr zählt, als das übrige Europa zusammen. Mailand allein hatte ehemahls mehr als fünf und zwanzig solcher literärischen Vereine, die zum Theile die bizarresten Nahmen führten. z. B. gli Impazienti, Indomiti, Inquieti, Ulterati, Infernati, Infecondi, Ombrosi, Erranti, Estravaganti, Ostinati, Insensati, Insipidi, Audaci, Lunatici, Volanti, Fantastici, Vagabondi, Notturni etc.

* * *

Der berühmte Alcuin hat uns in seinen Briefen noch einige Details von einer durch Carl den Großen gestifteten Akademie aufbehalten, von welcher Carl selbst Mitglied war. Sämmtliche Theilnehmer führten den Nahmen eines alten

classischen Schriftsteller, den Jeder sich selbst gewählet, und für welchen er die meiste Vorliebe hatte. Nach dieser Wahl nannte sich der Kaiser David, Alcuin hieß *Flaccus Albinus*, ein anderer Homer, der Bischof von Corbia, Augustin u. s. w.

*
* *

Die im Jahre 1799 zu Siena gestiftete Academia Italiana hatte auch den unvergeßlichen Kant zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt. Der Graf Vargas meldete diese Auszeichnung dem Philosophen in einem französischen Schreiben, in welchem es unter andern auch heißt: l'Académie italienne, s'étant proposée particulièrement de faire connoître à l Italie votre sublime Philosophie, croit devoir se féliciter de pouvoir nommer dans le nombre de ses membres le createur d'une manière tout-à-fait nouvelle de penser.

*
* *

Mustapha III. ließ den Principe von Macchiavelli nebst der Widerlegung von Friedrich II. *) ins Türkische übersetzen, und in der

*) Einer neuerer italienische Literator, (Corniani in seinen Secoli della Lett. ital.) sagt von dieses

kaiserlichen Druckerey eine Auflage davon veranstalten (Dallaway: a Journey to Constantinople.)

* * *

Es ist in neuern Zeiten in mehrern zum Theil meistens unglücklichen Versuchen so viel über allgemeine Schrift und Sprache geschrieben und gesprochen worden, daß, wären alle diese projectirten Pasilogien und Pasigraphien ausgeführt und verwirklicht worden, wir nun beynahe nicht weniger solcher sogenannten allgemeiner Sprachen, als wirkliche National-Idiomen besäßen. So ein verunglückter Versuch ist auch der, mit dem ein gewisser De Vismes vor etwa 12 Jahren in Paris aufgetreten ist. Sein seltsames Werk führt den Titel: Pasilogie oder die Musik als allgemeine Sprache betrachtet. — Er hat in der Bibel den Beweis gefunden, daß Gott und die Engel sich keiner andern Sprache bedienten als der Musik, und daraus schließt er, daß die Menschen, die nach dem Urbilde der Gottheit gebildet sind, sich Anfangs wie diese haben ausdrücken müssen, und nur durch Corruption vom Singen zum

---

Fürsten Antimachiavell, nicht ohne Scharfsinn: Un gran principe lo biasimò colla *penna* e lo raccomandò colla *spada*.

Sprechen gekommen sind. Die Buchstaben des Alphabets will dieser Herr durch Noten, die Wörter durch Tacte, die Perioden durch Arien ersetzt wissen. Man braucht sich hierüber nur zu vereinigen, und die allgemeine Sprache ist gefunden. Ein Franzose, ein Russe, ein Teutscher, ein Engländer verstehen sich vollkommen, sagt der Verfasser, um ein Quartett aufzuführen, da sie doch ihre verschiedenen Sprachen nicht verstehen, die Musik ist folglich die allgemeine Sprache! Das Argument ist unwiderleglich! Man könnte allein erinnern, daß diese vier Personen, wenn sie statt der Musik die lateinische oder irgend eine and re Sprache gelernt hätten, sich freylich etwas besser verstehen würden. Was sind aber alle todten und lebendigen Sprachen, wenn man sie mit dem musikalischen Reichthume vergleicht. Fünf oder sechs tausend Stammwörter bilden das Ganze unserer Wörterbücher und die Musik allein enthält einige tausend Millionen verschiedener Combinationen. — Das Sonderbarste von allem ist indeß die Äußerung des Verfassers über den berühmten Sänger Garat. Er sagt ihm vorher, daß, da er wie ein Engel singe, seine Seele, wenn sie ihre irdische Hülle verlassen haben würde, sich diatonisch von Octave zu Octave erheben müsse, bis sie den himmlischen Aufenthalt erreicht

habe, wo sie ohne Zweifel einen der ersten Plätze in dem Concerte der Seligen einnehmen werde!! — Wer würde nun nicht das sämmtliche Personale einer Operisten-Gesellschaft beneiden! *

*
* *

Der im Jahre 1673 verstorbene Churfürst Johann Philipp von Mainz, aus dem Hause der Grafen von Schönborn, gab seinen Ministern, Räthen und Dienern so viel zu schaffen, daß man seinen Hof vorzüglich Aulam laboriosam nannte.

*
* *

Hofnarren. — Ein großer Herr sollte entweder Historicos lesen oder Narren halten; denn was unterweilen ein Kanzler nicht will sagen, und was ein Hofprediger nicht darf sagen,

---

*) v. Kirchers Schrift: Polygraphia, sive artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis unusquisque licet materna tantum lingua instructus, correspondere posse demonstratur. Romae 1663 fol. enthält bereits vieles, was dazumahl über allgemeine Sprache bekannt war, und was dann später wieder für neue Erfindung ausgegeben wurde.

das sagt ein Narr und ein Historicus. Dieser sagt, es sey geschehen, jener, es geschehe noch. Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Weil nan Kanzler und Räthe und andere Grandes, Hofprediger und Superintendens nicht wollen für Kinder und Narren angesehen werden, daher kommt's, daß große Herren so selten die Wahrheit hören. (Schuppius im Regentenspiegel 1659.)

* * *

Der im Jahr 1589 verstorbene Herzog Julius von Braunschweig, ließ sich, wie sein Rath Algermann berichtet, (bey Spittler, Hanöv. Geschichte Bd. 1. p. 289) alle Sonnabende einen Auszug aus allen Rechnungen machen, damit er den Etat seiner sämmtlichen Einkünfte, den ganzen Bestand seiner Ämter, die zunehmende oder abnehmende Ergiebigkeit seiner Bergwerke sehen könnte. Dieser Auszug wurde auf ein kleines Pergamentstück geschrieben, daß der Herzog, in zwey silbernen Röllchen gefaßt, beständig am Halse trug.

Wie groß müßte die Eselshaut zu dem Pergamente seyn, auf welches der jetzige Schulden-Etat der meisten europäischen Reiche geschrieben werden sollte!

* * *

Vorfahren des Mannes, der auf dem fanzösischen Kaiserthrone das Schicksal so vieler Staaten lenkte, sind auch ehemahls unter der päpstlichen Regierung zu Rom gewesen. Ein rares Document hiervon befand sich noch im Jahre 1807 auf der Universitäts-Bibliothek zu Rostock. Die dasige Akademie besitzt eine päpstliche Bulle von 1482, die wegen ihrer Unterschrift als eine der ersten Merkwürdigkeiten vielen Reisenden gezeigt wird. Die nähern Umstände sind folgende:

Die Stiftung der Universität Rostock geschah im Jahr 1419. Die Bulle ist vom Papste Martin V. unterfertigt. Im Jahre 1436 ward die Stadt Rostock vom Concilio zu Basel mit dem Banne belegt, und der Akademie alle Gemeinschaft mit den Bürgern untersagt. Zugleich erlaubte man ihr, bis zur Aufhebung des Bannes auszuwandern, worauf sie sich nach Greifswalde begab, daselbst bis 1443 blieb, und die Gründung dieser Universität veranlaßte.

Im Jahre 1487 gerieth die Stadt neuerdings in Streitigkeiten mit der römischen Curie, in deren Erfolge sie abermahls in den Banne verfiel; der Akademie wurde wieder befohlen, sich zu entfernen. Sie zog nach Lübeck, und blieb daselbst nur kurze Zeit. Denn sie wirkte die oben erwähnte, wegen

ihrer Unterschrift so merkwürdige Bulle aus, worin ihr verstattet ward, bey Kriegs-, Pest- und andern hinderlichen Zeiten, nicht nur an selbstgewählten Orten sich hinzubegeben, und daselbst alle ihre Privilegien zu behaupten und auszuüben, sondern auch selbst nach Rostock zurückzuziehen. Diese Bulle ist ausgefertigt durch *Ja. de Buonaparte*. Segr. della Cam. Apost.

* * *

Ein interessanter und lehrreicher Beytrag zur Kenntniß des National-Geistes in England und der Manöuvres der Parteyen, ist die fast immer allgemeine Stimmung gegen die Vorschläge der Minister, und die Leichtigkeit, mit der man die Unterzeichnung, von Petitionen erhält, welche gegen letztere eingereicht werden. Hier aus vielen nur ein Beyspiel. Als der Marquis Landsdown noch im Ministerium war, veranstaltete man (1766) in der Stadt London eine Petition, welche eine Anklage gegen ihn zum Gegenstande hatte. Bey der Überreichung und Ansicht derselben bemerkte der Lord mit Erstaunen darunter die Nahmen verschiedener Freunde, von denen er einige fast jeden Abend in Gesellschaft zu sehen pflegte. Als er nun wahrnahm, daß einer derselben (der Alderman

Townsend) ihm an eben diesem Abende einen Besuch abstattete, entspann sich folgendes Gespräch: „Ich bin sehr befremdet, Sir, denn gewiß konnte ich nach dem, was ich diesen Morgen sah, niemahls erwartet haben, Sie in meinem Hause wieder bey mir zu sehen." — Nun was sahen Sie denn? — „Ihre Unterzeichnung unter einer Bittschrift, welche verlangte, daß ich angeklagt werden sollte." — Oh! nun da sie mich daran erinnern, freylich ließ man diesen Morgen bey der Börse eine Petition zur Anklage eines Ministers herumgehen; ich unterzeichnete sie daher, ohne auf den Nahmen Acht zu geben, denn Sie wissen selbst, daß sich Niemand weigern würde, zur Anklage eines Ministers zu unterzeichnen. (Nobody would refuse, to sign for the impeachment of a Minister.) (Pol. Journal 1800. p. 483.)

* * *

Papst Clemens VIII. wollte die Ehescheidung des Königs von England, Heinrichs VIII. von seiner Gemahlinn Catharina lange nicht zugeben, doch bewog ihn endlich die Furcht vor dem weltlichen Arme, sich nachgiebiger zn zeigen. Heinrich sandte daher den Grafen Wiltshire als Bevollmächtigten in dieser Angelegenheit nach Rom.

Der Graf war ein großer Freund von Hunden, und eine ungewöhnlich große dänische Dogge sein unzertrennlicher Gefährte. Als der Gesandte bey dem Papste Audienz haben sollte, drängte sich dieser Lieblingshund seinem Herrn nach in den Audienzsaal hinein. Der Papst reichte dem Gesandten, nach Gewohnheit den Fuß zum Kuße dar. Der Hund, an dergleichen Ceremonien nicht gewöhnt, meinte, der alte Herr wolle seinen Herrn überfallen und zu Boden stoßen, und biß den heiligen Vater in die große Fußzehe. Der Papst schrickt auf, die Audienz wird aufgehoben, die ohnehin sehr schwankende Freundschaft der Höfe gebrochen, und neun Millionen Seelen sind auf immer dem römischen Stuhle entrissen.

* * *

Ein Churfürst von Brandenburg wollte sich einst der freyen Reichsstadt Ulm bemächtigen, und erließ deßhalb an sie ein Schreiben voll eindringlicher Zumuthungen. Ein ehrsamer Ulm'scher Bürgermeister beantwortete im Nahmen des Magistrats jenes Schreiben, und schloß, voll des Bewußtseyns reichsstädtischer Parität mit den Worten:

„Wir bleiben Ew. Churfürstlichen Durchlaucht in Gnaden gewogen."

* * *

Wir sind ein Volk, sagte schon der ehrliche Moser in dem Buche vom teutschen National-Geist vor mehr als 50 Jahren — von Einem Nahmen und Einer Sprache, unter Einem gemeinsamen Oberhaupte, unter einerley, unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen zu Einem gemeinschaftlichen großen Interesse der Freyheit verbunden, an innerer Macht und Stärke das erste Reich in Europa, dessen Königskronen auf teutschen Häuptern glänzen, und so wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte hindurch ein Räthsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereyen, ausgezeichnet in der Geschichte der Welt, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unsers Nahmens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch unter einander, unzusammenhängend in Grundsätzen, gewaltthätig in der Ausführung, ein großes und gleichwohl verachtetes, nie in der Möglichkeit glückliches, in der That aber sehr bedauernswürdiges Volk.

* * *

Die Annalen der Stadt und Republik Genf zeigen einen beständigen, unversöhnlichen Krieg des Clerus und des Magistrats, gegen Luxus und Libertinage. Äußerste Strenge und Reinheit der Sitten im öffentlichen sowohl als im Privatleben, war ihr Hauptaugenmerk, was sie nur durch die schärfsten Gesetze und Verordnungen erreichen zu können glaubten. — Im sechszehnten Jahrhundert ward Jeder, den man gehörig überweisen konnte, daß er ein Spieler von Profession sey, mit dem Pranger bestraft, wobey man ihn mit Spielkarten um den Hals drey Tage lang zur Schau ausstellte. — Der Tanz, obgleich von den bürgerlichen Gesetzen geduldet, ward doch von den Geistlichen verpönt. Dem zu Folge wurden (1546) zwey Syndics, welche mit ihren Frauen getanzet hatten, eingesperrt, und mußten öffentliche Kirchenbuße thun, unbeschadet ihrer Würde, als Häupter der Republik. Eine andere angesehene Gerichtsperson ward (1568) abgesetzt, gefänglich angehalten, und zu einer Geldstrafe von 60 Sous verdammt, weil man sie in einem Dorfe ihres Gerichtsbezirkes tanzend erblickt hatte. — Mit nicht geringerer Strenge wurde die Leckerey verfolgt. 1576 untersagte die Geistlichkeit drey jungen Leuten den Genuß des heiligen Abendmahles, weil sie am Dreykönigsabende

einem etwas zu lustigen Gastmahle beygewohnt hatten, wo man unter andern auch einen Bohnenkönig gewählt hatte. In demselben Jahre wurden 2 Bedienten auf 24 Stunden ins Gefängniß gesteckt, weil sie — Pasteten mit Zucker gegessen hatten. — Alle diese Verordnungen wurden im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts erneuert und verschärft. Im Jahre 1650 machte das Consistorium ernsthafte Vorstellungen wegen der Unerlaubtheit des Tanzes, welchen dasselbe den Vorhof der Geilheit nannte, und auf dessen zierliche Erlernung die Jugend den größten Theil ihrer Zeit verwandte. Zwanzig Jahre später verbannte man alle Violinspieler aus dem Gebiethe der Stadt Genf, und verboth den Frauen, sich die Haare zu kräuseln, Schuster und Schneider, die sich bemühten, neue Kleidermoden einzuführen, strafte man mit Gefängniß und einer beträchtlichen Geldbuße; die Erscheinung einer Dame mit einem Fächer verursachte in einer Genfer Kirche ein furchtbares Ärgerniß, und der Fächer ward durch Henkershand verbrannt. (Picot Hist. de Genève. 1812.)

* * *

In der geschätzten Freyherr von Aretin'schen Zeitschrift: Beyträge zur Geschichte und

Literatur befindet sich (1806. St. 5) ein Auszug aus den Annalen der baierischen Capuzinerprovinz von 1778 bis 1798, welcher reichlichen Stoff zum mannigfachen Nachdenken gewährt. Unerwartet sind die von Capuzinern dem preußischen Könige Friedrich II. ertheilten Lobsprüche: Rex certe dignissimus — heißt es dort — cujus memoria etiam in nostris Chronicis posteris nostris transscribatur, erat enim licet ipse Acatholicus, Catholicorum et Religiosorum, imprimis *Capucinorum* fautor eximius etc. Zuletzt berichtet der Annalist gar, man sage: Friedrich habe sich noch vor seinem Ende zum katholischen Glauben bekannt!!

*
* *

Beyspiele geistlicher Ereiferung gegen den Gebrauch des Tabaks. — Der Pastor Jäger in Tübingen sagte in einer Bußpredigt, freylich mit einem tüchtigen Anachronism, von den Verfolgern Jesus: sie saufen, sie fressen, sie h—, sie rauchen sogar Tabak! — Philanders von Sittewalds Tabaksteufel unter andern: die Tabaksäufer sind doch eigentlich nur den besessenen Menschen zu vergleichen, welche man beschwört. Jedoch ob ihnen schon der giftige Rauch und Gestank zum Hals herausfährt,

bleiben sie doch nichts desto minder ohne Unterlaß mit dem Tabaksteufel besessen, an dem sie abgöttischer Weise hänken, und rühmen denselben über Himmel und Erde als ihren Gott, und trachten, wie sie Jedermann zu gleicher Thorheit bereden mögen. Aber desto besser lernen sie also den Höllenrauch gewöhnen! — Johann Lessenius Gedanken vom Gebrauche des Tabaks. Er findet es recht bestialisch, wenn einer in einem Tag vierzig, fünfzig und mehrere Pfeifen aussaufe. (Nicotiana.)

*
* *

Lord Stanhope, der Erfinder mehrerer sinnreichen Rechenmaschinen, beschäftigte sich viel mit einer logischen Maschine (reasoning machine, wie er sie nannte), von der er behauptete, daß sie im Stande wäre, aus allen gegebenen Prämissen richtige Conclusionen zu ziehen, jede versteckte Sophisterey zu entdecken, und von der ersten Definition im Euklid bis zu der höchsten Speculation im Newton hinaufzuleiten. (Public Characters for 1800.)

*
* *

Folgender Brief des Königs Friedrich Wilhelms von Preußen, an den Herrn von Ginkel, holländischen Minister am preußischen Hofe, ward in dem literarischen Nachlasse eines gelehrten Holländers gefunden, und lautet in einer getreuen Übersetzung aus dem französischen Original, wie folgt:

„Mein Herr! Aus Ihrem Schreiben vom 30. September vernehme ich die Bitte, welche Sie im Nahmen der General-Staaten, Ihrer Herren und meiner guten Freunde, an mich thun, der Universität Leyden den Professor Heineccius zu überlassen. Da Sie meine freundschaftlichen Gesinnungen für die Republik kennen, so werden Sie leicht glauben, daß ich mit Vergnügen diese Gelegenheit, ihr Beweise davon zu geben, ergreifen würde, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse sich dagegen setzten. Dieser Professor ist einer der besten, die ich in Halle habe, dessen Leibesbeschaffenheit überdieß das Klima von Holland wenig angemessen seyn würde, welches auch der einzige Grund war, der ihn bewog, in meine Dienste zurückzukehren. Es ist kaum nöthig, daß ich zu diesen Beweggründen noch den hinzufüge, daß es der Republik nie gefallen hat, mir einige große Flügelmänner zu überlassen,

welche vielleicht einige Gelehrte hätten aufwiegen können.

Mit vollkommener Achtung

Ihr wohlaffectionirter

Friedrich Wilhelm.

Westerhausen, am 7. October 1737.

(Polit. Journ. 1808. S. 1048.)

* * *

Gottschediana. — Der als Arzt, Dichter und Philolog geschätzte Hofrath Triller zu Wittenberg besuchte zuweilen Leipzig während der Messen. Sein Freund, Professor Gottsched, hatte einst bey einem solchen Besuche ihm zu Ehren ein Gastmahl veranstaltet. Da ein Fremder eintrat, stellte Gottsched Trillern, indem er ihm auf seinen ansehnlichen Bauch klopfte, mit den Worten vor: „Das ist der stärkste teutsche Dichter;" worauf Triller sogleich, auf den langen Gottsched zeigend, erwiederte: „Und das der größte!" — Herkömmlich wird das Oberhaupt der Leipziger hohen Schule jährlich zweymahl am Georg's- und Gallus-Tage gewählt. Am letztern Tage gedachte es einst Gottsched zu werden, und sah sich schon im Geiste als Rector Magnificus, aber zu seinem großen Verdrusse erhielt nicht er, sondern der berühmte

Arzt Ludwig diese Würde. Ein witziger Kopf sagte bey dieser Gelegenheit:

Dem Philosophen ward der Gallentag zu Galle,
Dem Medicus ein Gallatag.

Der arme Gottsched hatte oftmahls das Mißgeschick, auf ähnliche Weise verspottet zu werden, und mit seinen vielen Feinden schien selbst der Zufall in Bund getreten zu seyn, um ihn lächerlich zu machen. Sogar der Setzer eines zu seinem Ruhme verfertigten Gedichtes, in welchem er „Orakel dieser Stadt!" apostrophirt ward, hatte sich vergriffen, und statt des a ein ae genommen, woraus dann beym Lesen „ORäkel dieser Stadt" entstand, welches Gottscheden dem allgemeinen Hohngelächter aussetzte *).

*) So verursachen Druckfehler bisweilen, seltsame oft witzige Sachen, und man könnte genug Beyspiele anführen, das „typographi sunt mali homines" vollkommen zu bestätigen. Hier nur ein Paar: „In der Zueignung einer Leipziger akademischen Schrift an den alles geltenden, ersten Minister, Grafen von Brühl, wurde dieser Saxoniae Decus genannt, aber aus diesem war durch den Setzer ein Saxoniae Pecus geworden. — Im siebenjährigen Kriege erwähnte ein Zeitungsblatt der eilenden Reichshülfe, aus welcher der Corrector eine elende Reichshülfe machte. Der Buchdrucker bekam darüber viel Verdruß. — Ein Student schrieb „Hochgeöhrter Herr Farren," statt „Hochgeehrter

Ein festliches Mahl im 15. Jahrhunderte. — Ruprecht, ein Herzog von Baiern, Herzogs Stephan, Pfalzgrafens Sohn, kam an das Bisthum (Straßburg) 1445. Auf Dienstag vor Valentin ritt er zu Straßburg ein mit 500 Pferden, und hatte seinen Vater, Herzog Stephan, bey ihm, auch seiner Brüder Einen und sechzehn Grafen und Herren.

Nach gehaltener Messe ging der Bischof mit seiner Herrschaft in den Hof, und man saß zu Tische, und trug manch Essen und fremde Tracht auf. Unter andern brachte man dem Bischof ein Gebackenes, das war ein Schloß und so groß als ein Sester. Da thät der Bischof an dem gebachenen Schloß ein Fensterlein auf, da flogen Vögelein heraus; darnach thät er ein Thürlein auf, da war ein Weiherlein darein gemacht, das lief voll lebendiger Fischlein. —

Darnach brachte man ihm eine andere Tracht, das war ein Spinnfärlein, gebraten, halb vergoldet, halb versilbert, zum dritten Essen einen gebratenen Pfauen mit seinen Federn.

Es saßen in dem einen Saal mehr denn 300

Herr Pfarrer. — Ein anderer setzte auf die Adresse: „Marchand très-ruiné" statt „rénommé."

Priester, und man gab in drey Gängen und jedes Mahl 5 Trachten, und war jedes Essen anders, dann das andre.

Erster Gang: Ein Kraut — Rindfleisch — weiße Mandeln und Hühner darin — Schwarz Gallrey-Fisch — Pastet von Fladen.

Zweyter Gang: Schwarz Pfeffer, darin schweinen Wildpret. — Gebratenes von einem Hirsch — Grießmuß mit braunem Zucker — ein gefärbt Gebackenes — ein Essen, was weiß und gelb, war lind zu essen.

Dritter Gang: Reiß mit Zucker besät — Kappenhühner und Spinnfärlein gebraten — Gallrey, darin Hühner, Kappen und ein Soß dabey — Gebachenes, wie Regelsbirnen, Zuetzgen, Pflaumen.

Es gingen auch vor dem Tisch acht Propheten, die hatten ihre Reim und Sprüch, waren auch bekleidet wie die Propheten, hatten auch in ihren Händen allerley Saitenspiel, und spielten vor dem Tisch. (Königshoven's Straßburger Chronik.)

*
* *

Die Stadt Rheims nannte den Papst Clemens VII. in einem Schreiben vom Jahre 1372 „Monsieur." Die Heiligen hießen damahls Monsieur St. Pierre, Madame St. Géneviève. Sogar

im Anfange des 17. Jahrhunderts noch gaben Prediger dem Heilande den Titel Monsieur, nur Gott hieß Sire, beau Sire Dieu, Messire Dieu.

* * *

Der berühmte Flechier mußte der Marquise von Thoiras den Tod ihres Gatten ankündigen. Er begegnete ihr unter der Treppe ihres Hauses, und fragte, wohin sie ginge? — „In die Messe.“ — Sie sind also eine Christinn, Madame! erwiederte der Bischof, so lassen Sie uns zu Gott für Ihren Gemahl, den Marquis, bethen, der in der Schlacht getödtet ward. — Es wirkte. (Dict. des homm. ill.)

* * *

Kleinigkeiten. Die Devise der Königinn Christine von Schweden auf ihren Kanonen war: Habet sua fulmina Juno. — In der Revolutionszeit erhielt der Tieger im Thiergarten zu Versailles über seinem Behältniß die Aufschrift: Tigre national, und die Tränke: Abreuvoir national. — Ein Advocat von Dreux (gest. 1675) schrieb das Leben der heil. Cäcilia, worin beynahe alle Worte mit C anfangen. (Singul. hist.) — Balthasar Bonifacius machte eine Sammlung von

solchen, die in Statuen verliebt gewesen, Ravisius Textor, von solchen, die lachend gestorben sind; Vossius, von Chronologen, Bartholinus von Ärzten, die Dichter gewesen sind, ein Anderer, von Franzosen, die Hebräisch studiert haben, von englischen Autoren, die in Oxfordt erzogen worden sind. — In der schweizerischen (Züricher) Censur von Scheuchzer's Physik fand sich die Stelle: „die Loewenhöckischen Samenthierlein sollen ausgestrichen werden, weilen unzüchtig; — das Copernicanische Weltsystem soll ausgestrichen werden, weilen es UGH. Herren Satzung zuwider." (Müllers Briefe an Füsslin.)

* * *

Der Bischof von London fragte den englischen Schauspieler Betterson: „Wie kommt's doch, daß ihr Schauspieler auf der Bühne, durch Dinge, von welchen Jedermann weiß, daß sie erdichtet sind, eine Versammlung so rühren könnt, als ob sie wahr wären, während wir in der Kirche von wirklichen und wahren Dingen sprechen, und doch nicht mehr Glauben finden, als wenn sie erdichtet wären?" — „Mylord, erwiederte der Schauspieler, das geht ganz natürlich zu. Wir Schauspie-

ler sprechen von erdichteten Dingen, als ob sie wahr wären. Ihr aber sprecht auf der Kanzel von wahren Dingen, als ob sie erdichtet wären. (Sheridan's Memoirs.)

* * *

Das brittische Gouvernement zu Madras hat am 14. October 1815 eine Zollverordnung publicirt, welche auf eine interessante Weise datirt ist. — Sie ist nähmlich erlassen, in dem Rathe der Vice-Präsidentschaft zu Fort William, am 26. August 1815, welches Datum übereinstimmt mit dem 12. Bhaddoon 1222 der bengalischen Zeitrechnung; mit dem 7. Bhaddoon 1222 der Zeitrechnung Fußily, mit dem 13. Bhaddoon 1222 der Zeitrechnung Willaty, mit dem 6. Bhaddoon 1872 der Zeitrechnung Sambut, und dem 20. Ramasar 1230 nach der Hedschra. Man sieht aus dieser Probe die Verschiedenheit der Zeitrechnung bey den Völkerschaften Ostindiens, und wie sehr sich die brittische Regierung den Begriffen der verschiedenen Volksstämme und Glaubensgenossen in ihren Bekanntmachungen verständlich zu machen suche. Solche Bekanntmachungen werden zuweilen in zwanzig verschiedenen Sprachen übersetzt und angeschlagen.

* * *

Joseph Speckbacher (geb. am 14. August 1768 zu Gnadenwald) verdiente es, als würdiger Untercommandant der Landes-Defension in dem ewig denkwürdigen Tyroler-Aufstande von 1809, an Hofer's Seite zu stehen, den er nicht selten an persönlicher Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Heldenmuthe übertraf. Bartholdy's unterhaltende und belehrende Schrift: „Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. Berlin, 1814." gibt mehrere interessante Details über Speckbacher's Jugendgeschichte. Sein Großvater zeichnete sich vor einem Jahrhunderte rühmlich gegen die Bayern unter Max Emanuel aus. „Oft," erzählt Speckbacher, „wenn ich als Knabe von jenen Geschichten reden hörte, erwachte in mir das Verlangen, Gelegenheit zu finden, etwas Ähnliches auszuführen." Speckbachers Vater starb im 76. Jahre seines Alters, und hinterließ acht Kinder, von denen Joseph (damahls sechs Jahr alt) das jüngste war. Sieben Jahre später verlor er auch die Mutter. Ein ansehnliches Vermögen wurde für die hinterlassenen Waisen von ehrlichen Vormündern redlich verwaltet. Durch zwey Jahre besuchte Speckbacher die Schule, aber bis zum Lesen und Schreiben konnte er es in dieser Zeit nicht bringen. Dabey war er wild und zügellos." Mei-

ne Verwandten, sagt Speckbacher selbst, haben immer viel Kreutz mit mir gehabt. Dagegen nahm er an Körperkraft desto schneller zu. Sein Auge ward so scharf, daß er auf eine Entfernung von mehr als einer halben Stunde Weges die Glocken an den Hälsen der Schafe auf den Bergen unterscheiden konnte. Noch als Knabe wagte er es mit Schrot auf einen Raubbären zu schießen, der sich in einer Falle gefangen hatte, und späterhin hatte er Muth und Kraft, einen Lämmergeyer, den er durch ein Schaf an einen Ort gelockt hatte, dessen Lage ihm nicht erlaubte, sich aufzuschwingen, mit den Händen zu ergreifen, und trotz der Gegenwehr Flügel und Krallen zu binden und ihn fortzuschleppen. In seinem zwölften Jahre lernte er einen gewissen Staudacher, Wildschützen von Handwerk, kennen, welcher, verwegen genug, es wagte, in Begleitung von fünf bis sechs Wagehälsen die baierischen Wälder zu durchstreifen, und sich mit den Forstbeamten in blutige Gefechte einzulassen. Speckbacher stiftete Freundschaft mit ihm, und so durchzogen sie das Innthal, das Ötzthal und über die Scharnitz einen Theil von Baiern. „Jeder Berg, jede Schlucht, jede Alpe daselbst, war mir bekannt," sagt Speckbacher, „und in dem Kriege von 1809 habe ich diese Kenntniß oft zum Verderben meiner

Feinde benützt. — Meine Vormünder hielten mich knapp im Gelde, und so suchte ich Etwas durch die Jagd zu erwerben. Übrigens gefiel mir diese freye unruhige Lebensart, und selbst, als ich später schon eine Anstellung hatte, ging ich ihr zuweilen nach, wobey ich mich den größten Gefahren aussetzte *). Einst erwischten mich vier Jäger in einer Alpenhütte Ich hatte eine geschossene Gemse neben mir, die gegen mich zeugte, und war gerade beschäftigt, Schmalz in einem Tiegel zergehen zu lassen, um mein Mahl zu bereiten. — Die Jäger banden und knebelten mich. Ich aber bath sie, mich nur so lange loszulassen, bis ich mein Mittagsessen bereitet hätte, wohl das letzte, das ich in meinem Leben genießen würde (denn kurz zuvor ward mein Gefährte Staudacher von baierischen Jägern vor meinen Augen erschossen). Kaum hatte ich die Hände frey, so faßte ich den Tiegel auf dem Feuer, und spritzte ihnen

*) Keine Bedenklichkeit. keine Gefahr, kein Gesetz kann die Tyroler von der Befriedigung ihrer Leidenschaft, von der Jagd, zurückhalten, mit verrußten Gesichtern und Visiren vor denselben, sich unkenntlich zu machen, ziehen die Wildschützen, jedem Wetter, dem Hunger und Durste ausgesetzt, Tage und Nächte lang herum, wagen lebensgefährliche Sprünge über Abgründe und auf bröckelndem Gesteine, um eine Gemse zu schießen, die sie für geringes Geld heimlich veräußern.

das siedende Fett in das Gesicht. Als sie erschrocken zurückfuhren, ergriff ich einen ihren Stutzen, und schlug ihnen damit so rasch auf die Köpfe, daß sie liegen blieben, und ich mit dem Stutzen entkam, den ich mehrere Jahre behalten habe."

Nach dem Wiener-Frieden zog sich Speckbacher nach Ober-Österreich zurück, wo er das, daselbst der Witwe und den Kindern Hofers, vom Kaiser geschenkte Gütchen verwaltet.

* * *

Als im September 1809 im Pusterthale stark geschanzt wurde, fragte der Commandant Steger einen Bauer, dem zwey Häuser und all sein Getreide eingeäschert waren, ob er nicht böse seyn würde, wenn auf seinem Felde eine sehr nothwendige Schanze angelegt würde, oder ob er lieber eine Schleppschanze wollte, die den Acker weniger verwüste? — Der arme Mann gab zur Antwort: „Meine lieben Leute, wenn die Noth es erfordert, so braucht ihr mich gar nicht zu fragen, arbeitet zu, und solltet ihr mir das ganze Feld abgraben: es ist für die gute Sache, wenn wir nur wieder kaiserlich werden! Gott wird es schon segnen. Ich will ja auch keine Entschädigung, verschaffet mir nur einen Stutzen, damit ich mich an den Mord-

brennern rächen kann, denn die meinigen sind alle verbrannt." (Bartholdy.)

Das sichere Kennzeichen starker, des Heldenmuths und jeder Aufopferung empfänglicher Gemüther, ist das Festhalten weniger, einfacher, aber tiefer Ideen. — Wandelbarkeit zerstört schon bey Einzelnen jede Größe, mehr noch bey Völkerschaften. —

* * *

Ein Pusterthaler sah in einem Thale eine feindliche Colonne lagern. Ihre Gewehre waren in Pyramiden aufgepflanzt Der Tyroler schleicht sich hinzu, faßt auf einem Vorposten eine ganze Pyramide, und läuft damit fort. — Die Franzosen fürchteten wahrscheinlich einen Hinterhalt, und wagten es nicht, ihn zu verfolgen. Er war aber ganz allein. Ein Anderer verlor sein Gewehr bey einem der vielen Handgemenge Außer sich darüber, wirft er sich in die feindlichen Reihen, reißt einem Soldaten die Flinte aus der Hand, und ruft: „Ihr Sch— habt meinen Stutzen bekommen, jetzt hohle ich mir eine Musquete, ohne Gewehr kann ich nicht seyn." — Man schoß zwar auf ihn, allein er kam unverletzt davon. (Bartholdy)

* * *

Auch der kleine Speckbacher zeichnete sich nicht wenig aus. Überall war er um den Vater, grub die in die Erde einschlagenden Kugeln aus, und so oft ihn auch der Vater zurückschickte, entkam er doch immer wieder, und zog der Truppe nach. Einst begleitete er den Vater auf einer seiner Wanderungen, um den Berchtoldsgadner- oder Königsberger-See zu recognosciren. Vom Revierjäger geführt kamen sie an die dort angelegten englischen Partien, dem steilen Felsen gegenüber, von welchen man die aufgeschreckten Gemsen bey Jagden zwingt, sich in den See zu stürzen. Fremde aller Nationen besuchen seit Jahren diese mahlerischen Gegenden, ein großes Buch empfängt ihre Nahmen. Der kleine Speckbacher blieb zurück, und schrieb hinein:

„Andreas Speckbacher, des Commandanten Sohn,
ein Knabe von 10½ Jahren;
Schießen kann ich, die Baiern haben's schon erfahren."

(Bartholdy Ebend.)

* * *

Wichtiger und passender für das gegenwärtige Zeitalter als alle dreyßig Capitel der goldenen Bulle ist das Proömium derselben, welches jetzt als Commentar zu der Geschichte, nicht nur der

letzten Jahre des teutschen Reiches, sondern auch manches andern Staates dienen kann, und wohl beherzt zu werden verdient. Nur darf man bey Lesung der folgenden Stelle nicht vergessen, daß der Kaiser Carl IV. im Jahre 1365, also vor mehr als fünfthalbhundert Jahren diesem Reichsgrundgesetze seine Sanction gab, daß daher die Sprache desselben den Charakter seines Zeitalters trägt, und diese Sprache jetzt nicht mehr passend ist:

„Omne regnum in se divisum desolabitur, nam *principes ejus facti sunt socii furum*. Ob quod dominus miscuit in medio eorum spiritum vertiginis, ut palpent in meridie, sicut in tenebris, et candelabra eorum movit de loco suo, ut coeci sint et duces coecorum: et qui ambulant in tenebris offendunt et coeci mente scelera perpetrant, quae in divisione contingunt. Dic *Superbia*, quomodo in Lucifero regnasses, si divisionem auxiliatricem non habuisses? Dic Satan *invide*, quomodo Adamum de Paradiso ejecisses, nisi eum ab Obedientia divisisses? Dic *Luxuria*, quomodo Trojam destruxisses nisi Helenam a viro suo divisisses? Dic *Ira*, quomodo romanam rempublicam destruxisses, nisi in divisione Pompejum et Julium saevientibus gladicis ad intestina proelia concitasses?"

* * *

Sprache, Sitte, Tracht und Gemüthsart unterscheiden den schottländischen Hochländer — den Bergschotten — auszeichnend von seinen übrigen Mitbürgern in den drey vereinigten Königreichen. Er hält fest an seinen Freyheiten, Vorurtheilen und Sitten, statt der Hose trägt er noch, wie vor Jahrtausenden, ehe die Hose erfunden ward, den altschottischen Schurz um die Lenden bis zum Knie, dazu ein Wamms, um die Hüften ein Seil oder einen Gürtel, woran ein Ledersack, Messer, Tabak und andere Kleinigkeiten hängen. Die Brust trägt er offen, aber stets geht er in seinem Mantel, von blau und grün gewürfeltem Zug gewickelt. Sein Haar hängt lang auf die Achseln, wild und struppig Den Kopf bedeckt eine dunkelblaue Plattmütze von grobem Tuch, die oft einen Schuh im Durchmesser hat. Die Mädchen sind hübsch, Weiber wie Männer meist blauäugig, die Männer nicht groß, aber von untersetztem kräftigen Bau. Wie alle Schotten, sind sie vorzüglich sehr gastfreundlich. Man darf, ohne sie bitter zu kränken, nicht wohl ausschlagen, was sie einem anbiethen, wenn man unter ihr Dach tritt. Wen sie als Freund aufnehmen, der soll und kann auf ihren Beystand und Schutz zählen. Mehrere französische Kriegsgefangene, die aus ihrer Haft entronnen, in das schottische Hochland sich ge-

rettet hatten, wurden dort von den Bauern mitleidig empfangen, und so mächtig geschirmt, daß weder Befehle der Obrigkeiten, noch Drohungen und Gewalt ihre Auslieferung erzwingen konnten. Hartnäckig wie in ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen sind die hochländischen Bauern in ihren Meinungen und Leidenschaften, dabey auffahrend, stolz und trotzig. Man erzählt folgenden sehr bezeichnenden Gemüthszug von einem betagten Landmann, der auf dem Sterbebette lag. Der Pfarrer ermahnte ihn, damit er fröhlich von hinnen scheiden könne, allen seinen Feinden zu verzeihen. Der Bauer war schwer daran zu bringen, doch that er's, verzieh Allen, nur einem Einzigen nicht. Der Pfarrer brachte Himmel und Hölle in Bewegung, bis er den Sterbenden überredete, auch diesem Letztern alles zu vergeben. „Nun denn, sagte der Landmann zu seinen Söhnen, hört ihr's, ich verzeihe ihm, aber Kinder, wenn ihr euch jemahls mit ihm aussöhnet, so wende ich mich vor Zorn noch im Grabe um!" (Zschokke's Überlief. 1817. 14.)

* * *

Joseph Sams zu Darlington besitzt eine vollständige Abschrift der fünf Bücher Moses, die 1400—1500 Jahre alt scheint. Sie ist in zwey

Abtheilungen auf Felle geschrieben, die zwey Fuß breit und neun und sechzig Zoll lang sind. Man sagt, diese merkwürdige Handschrift sey 800 Jahre in einer jüdischen Familie auf dem festen Lande fortgeerbt worden, und die älteste, die es gibt.

* * *

Ganz originell ist im Museo Florentino die Idee des Sicilianers Gaetano Zummo, welche die Verwesung des menschlichen Körpers in kleinen, doch sehr schönen Wachsfiguren in allen Abstufungen darstellt. Den Anfang macht der Leichnam einer so eben verstorbenen schönen Frau, die zweyte Figur, fängt an gelb zu werden, in der dritten geht der aufgedunsene Körper zur blauen Farbe über. Die folgenden Abstufungen zeigen die schauderhafte Fortsetzung der Zerstörung der Menschengestalt bis zur völligen Auflösung in ein Todtengerippe. (F. v. der Reckes Reise nach Italien. I. 255.)

* * *

Unter der berühmten Bildsäule der Nacht von Michel Angelo schrieb ein Fremder einige Zeilen, die mit dem Gedanken endigten:

— — — perche dorme ha vita,
Destala, se no'l credi e parleratti.

Der Künstler antwortete im Nahmen seiner Nacht:

Grato m'è il sonno e più l'esser di sasso,
Mentre che il danno e la vergogna dura,
Non veder, non sentir, m'è gran ventura!
Però non mi destar, deh! parla basso.

(Ebendas. I. 260).

* * *

Zwey Beyspiele von besondern Muttermählern. Am 4. December 1725 wurde zu Blois ein gewisser Mathurin Voiret geboren, in dessen Augen man deutlich zwey Zifferblätter einer Uhr wahrnahm. Man konnte die mit römischen Zahlen darauf gezeichneten Stunden sehr leicht zählen. Der Versicherung seiner Mutter nach, rührte dieß daher, daß sie während der Zeit, als sie mit dem Knaben schwanger ging, ein sehr lebhaftes Verlangen geäußert hatte, eine Uhr zu besitzen. — Einige Jahre später sah man zu Paris im Hotel Dieu einen ganz ähnlichen Fall. Denn man konnte daselbst in dem Auge eines Mannes folgende Worte sehr deutlich lesen: Sit nomen Domini benedictum, welche im Zirkel auf der undurchsichtigen Hornhaut geschrieben waren. (Krünitz Encyclop. Art. Muttermahl.)

* * *

Die Einwohner von Valencia sind ihrer Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Beweglichkeit wegen berühmt. Sie sind nach dem Ausdrucke eines spanischen Schriftstellers: ilenos de todo lo que no es substancia (voll von Allem, was nicht körperlich ist), ligeros, no de animo menos que de cuerpo (leicht am Geiste nicht weniger als am Körper). Ein Sprichwort sagt von der Stadt:

La carne es yerva, la yerva agua;
Los hombres mugeres, los mugeres nada.

(Das Fleisch ist Gras, das Gras Wasser, die Männer Weiber, die Weiber nichts.)

Der Himmel von Valencia ist so beständig heiter, daß man die Nachtwächter daselbst Serenos nennt, weil sie fast immer heitern Himmel des Nachts zu verkündigen haben. (Es wird nehmlich in Spanien, wie in England, nicht bloß die Stunde, sondern auch das Wetter von den Nachtwächtern abgerufen; eine bessere Gewohnheit, als das Lieder-Geplärre oder die Anzeige und Warnung in schlechten Reimen.)

* * *

Unsere leichtsinnigen Nachbarn jenseits des Rheins besingen Alles, von dem Leiden des Welt-

erlösers an, bis zu ihrem Code Napoléon haben sie alles in Reime gebracht. Ersteres, die Passion Jesu, gar in lauter einsylbigen Wörtern. Laharpe (Lycée VI. 83) führt ein Fragment dieser Spielerey an, das so lautet:

De
Ce
Lieu
Dieu
Mort
Sort;
Sort
Fort
Dur,
Mais
Très
Sûr etc.

Nicht weniger sonderbar nimmt sich der Code Napoléon mis en vers françois et dedié à l'Impératrice, par Mr. D. Ex-Legislateur. Paris, 1811 aus. Z. B. der Anfang des Titels: Du mariage.

Art. 144. Avant d'avoir fini sa dix-huitième année
L'homme ne peut prétendre aux noeuds de l'hymenée.
Et la femme à son tourne le peut non plus
Avant d'avoir atteint ses quinze ans révolus.

Art. 145. Fondé sur un motif déterminant et sage
Le prince néanmoins peut dispenser de l'âge.

Art. 166. Il ne peut se former des liens conjugals
Sans un consentiment, qui soit libre et égal.

*
* *

Zu den für Staat und öffentiches Wohl gefährlichsten Religionssecten gehören die, in den königl. würtembergischen Staaten ehemahls befindlichen Erweckten oder Separatisten, deren Anzahl von ihnen selbst auf mehrere Tausende angegeben ward. Sie erklärten den damahligen französischen Kaiser für den eingebornen Sohn Gottes, seine Thronbesteigung für eine zweyte Zukunft zum Gericht zur Gründung seines herrlichen Reiches. Sie verachteten alle Obrigkeiten, versagten ihnen allen Gehorsam, folgten nur durch Zwang, nannten Jedermann Du, schimpften auf alle Prediger, verabscheuten Kirche und Sacrament. Sie trugen weiße Hüte mit Cocarden, und ihre Weiber gestickte Sterne auf der Brust. Übrigens lebten sie still und eingezogen. Die würtembergische Regierung mußte endlich Ernst gegen diese Störer der bürgerlichen Ordnung zeigen. Sie schickte die strafbarsten ins Zuchthaus zur öffentlichen Arbeit, die minder strafbaren

ins Tollhaus, wohin sie wohl vielleicht alle gehörten. Auch im Zuchthause ließen diese Erweckten (wie sie Jung-Stilling nennt) von ihrer Thorheit nicht nach. Der wachhabende Officier daselbst zwang sie dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen, und ließ sie mit Gewalt in die Kirche tragen. Aber kaum hatte der Prediger auf der Kanzel angefangen zu sprechen, als sie ihn unterbrachen und schrien: „Halte du dein Lügenmaul, was du sagst, ist nicht wahr" u. s. w. Der bekannte (1817 verstorbene) Hofrath Jung erzählt dieß und eifert gegen diesen Abfall von Christo, wie er es nennt. Er hoffte durch schriftlichen Zuspruch zur Belehrung und Bekehrung dieser verirrten Tollhäusler beyzutragen: allein sie antworteten ihm: Er solle das Bücherschreiben bleiben lassen, er verführe die Menschen dadurch, er sey ein Vorläufer des Antichrist und ein Komödiant, er solle sich lieber wieder auf die Schneiderwerkstätte setzen u. dgl.

Es ist in der religiösen Schwärmerey wie in der politischen. Der Jünger wächst dem Meister zuletzt über den Kopf. Die Jacobiner sahen zuletzt in dem feurigsten Demokraten der ersten National-Versammlung nur Royalisten und Aristokraten. (Zschokke's Miscellen f. d. Weltk. 1807)

* * *

Noch vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts findet sich ein Verzeichniß von der Bibliothek des Herzogs von Berry, in Laboureur's Hist. de Charles VI. (Paris 1663. Introduction). Diese Bibliothek bestand aus 84 Stück Büchern. Darunter waren z. B. une belle bible française en deux Volumes, prisée 400 Livr. Tour.; — une belle bible en latin, prisée 735 Livr.; — un Livre de Tite-Live prisé 135 Livr.; — un psautier ècrit en Lat. et en Franç. 80 Livr.; — un livre appellé les grandes Chroniques de Bourges 80 Livr. — un livre de Jean Boccace des nobles hommes et femmes 180 Livr. etc. Laboureur macht bey Anführung dieses Verzeichnisses die Bemerkung: „Ce Duc étoit curieux de livres, qui étoient alors si rares, qu'on les mettoit au rang de joyaux.

* * *

Bey Gelegenheit des jetzt wieder mit erneuerter Hitze von beyden Seiten lebhaft geführten Streites über Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit des Büchernachdrucks höre man auch eines Teutschen aus der Vorzeit Meinung und bittere Klagen darüber.

„Was soll das seyn." sagt Luther in der Vorrede zu seiner Auslegung der Episteln und Evangelien 1525, „meine lieben Druckerherrn, daß

Einer dem Andern so öffentlich raubt und stiehlt das seine, und unter einander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meint ihr, daß Gott Euch segnen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? — Nun wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichteten. Nun aber drucken sie dieselbigen, und eilen also, daß wenn sie zu mir wieder kommen, ich meine eigene Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ist versetzt, verfälscht, da nicht corrigirt, haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittenberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittenberg nie gemacht, noch gewesen sind, das sind ja Bubenstücke, den gemeinen Mann zu betrügen, weil von Gottes Gnaden wir im Geschrey sind, daß wir mit allem Fleiß und kein unnützes Buch auslassen, so viel uns möglich ist. Also treibet sie der Geitz und Neid unter unsern Nahmen die Leute zu betrügen, und die unseren zu verderben. Es ist ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeit und Kosten sollen darauf wenden, und andere sollen den Gewinnst und wir den Schaden haben. Derohalben seyd gewarnt, meine lieben Drucker, die ihr so stehlet und raubet. Denn ihr wißt, was St. Paulus sagt zu den Thessalonichern 1. Epistel am 4. Cap.: „Niemand

vervortheile seinen Nächsten im Handel, denn Gott ist Rächer über das Alles." Dieser Spruch wird auch euch einmahl treffen, auch so werdet ihr solcher Räuberey nichts reicher, wie Salomo spricht: „Im Hause des Gottlosen ist eitel verschließen, aber des Gerechten Haus wird gesegnet." Und Esaias: „Der du raubest, was giltst, du wirst wieder beraubet werden." (Luthers Schriften, Walchischer Ausgabe Band 2. p. 34.)

*
* *

Indischer Sommer (Indian Summer), ein Phänomen, welches durch einen großen Theil der vereinigten Staaten von Nord-Amerika bekannt ist. Dieser zweyte Sommer besteht aus zwey oder drey Wochen am Ende des Octobers oder Anfange des Novembers. Die Atmosphäre ist während dieser Zeit trocken und neblich, wodurch Sonne und Mond im Horizont eine dunkle Carmesinfarbe erhalten. Das Grün der Wälder vergeht gänzlich oder verliert sich vielmehr in ein unendliches Spiel von Braunem, Rothem und Gelbem, das oft von europäischen Reisenden bemerket worden, und bildet in dieser Zeit des Jahrs einen äußerst schönen und auffallenden Zug der amerikanischen Landschaft. Der

Anblick dieser hinwelkenden Natur und des neblichten Himmels wirkt wehmüthig auf das Gemüth der Menschen, eben so wie die Novemberwitterung in England. Endlich aber stellt sich ein mit nordwestlichem Wind begleiteter Regen ein, der Nebel wird vertrieben, die Wälder werden ihres bunten Kleides beraubt, der Winter mit einer heitern, klaren Luft ist da. Die Wilden schreiben den rauchartigen Nebel, der in diesen Tagen herrscht, dem Verbrennen des dürren Grases und Krautes auf den großen nordwestlichen Wiesen zu. (Drane: Statist. view of Cincinati. p. 110.)

* * *

Der Neffe des Cardinals Imperiali spielte in einem öffentlichen Hause Billard, indeß ein anderer die Zeitungen, und aus denselben einen Artikel vom päpstlichen Hofe laut vorlas. Während dieser Vorlesung machte der Römer einen unglücklichen Stoß, und fuhr in der Hitze des Spiels und voll Unmuth gegen den Lesenden auf: „Avec votre f—— pape vous me ferez perdre le jeu!" Es währte nicht lange, so ward die Sache bey der Inquisition anhängig, weil sie aber den Verwandten eines mächtigen Cardinals betraf, den man nicht gern compromittiren wollte, so kam sie vorher an S. Emi-

nenz, welche die Sache bald beylegte. Der Cardinal ließ seinen Neffen zu sich kommen, und fragte ihn unter andern, ob er sich nicht besinne, viele Feinde zu haben, ob er nicht etwa wider Frankreich oder den Kaiser zu frey gesprochen habe u. dgl. Als alle diese Fragen mit Nein beantwortet wurden, erkundigte sich der Cardinal, ob er nicht etwa über den Papst selbst gesprochen habe. Der junge Mensch, der sich jenes Vorfalls sogleich erinnerte, antwortete, daß er sich auch in diesem Stücke nichts vorzuwerfen habe, als daß ihm vielleicht in der Hitze des Spiels einmahl etwas entfahren sey. Hierauf hielt ihm der Cardinal sein unvorsichtiges Verfahren vor, und gab ihm die Lehre: Man könne zwar denken, der Papst sey — —, allein es wäre weder nöthig noch rathsam, es zu sagen. (Keyßler's Reisen I. 527. 1757.)

* * *

Auszug aus den Inventarien Meynhardts und Hans Meynhardts von Schönburg *). — Inventarien berühmter Personen aus

*) Meynhardt von Schönburg (gest. 1596), Feldmarschall der teutschen Truppen, die den Protestanten in Frankreich zu Hülfe zogen; sein Sohn Hans, rühmlich bekannt in der Geschichte der

den vormahligen Zeiten, wo der Geist der Nachahmung noch nicht alle Menschen aus den höhern und mittlern Ständen in die heutige, wenn gleich nur scheinbare Ähnlichkeit zusammen verschmolzen hatte, sind schätzbare Urkunden, sowohl zur getreuen Charakterschilderung der Besitzer der beschriebenen Stücke, als der Zeiten, in welchen diese gewirkt haben. Wenigstens gewähren sie uns dasselbe Vergnügen, welches uns der Anblick alter Zeughäuser oder Schatzkammern in der Zurückerinnerung des Bildes voriger Zeiten anbiethet.

In dieser Rücksicht wird es nicht ganz unverdienstlich seyn, die Inventarien Meynhardt's und Hans Meynhardt's von Schönburg, Vaters und Sohns, beyde reiche und angesehene Männer, deren Reliquien auch noch bey der Nachwelt einigen Werth haben, hier auszuziehen, und mit einander zu vergleichen. Das eine ist im Jahre 1595 und das andere im Jahre 1616 gefertigt, und dieses geringen Zwischenraumes ungeachtet, wird man eine auffallende Verschiedenheit leicht bemerken.

---

protestantischen Union, als Feldherr und im Cabinete (starb 1616), beyde Vorfahren des berühmten Marschalls von Schomberg, des so oft mit Condé und Türenne verglichenen teutschen Heldens.

Das Silbergeräth

war bey dem Vater sehr unbedeutend, und bestand, außer einer silbernen, etwas über eine Maß haltenden Flasche und 30 silbernen Bechern, aus zwey einzigen Salzfässern und acht und zwanzig Löffeln von Silber.

Bey dem Sohne fand sich schon mehr Geräthschaft von diesem Metalle, als Gießkannen und Becken, Schüsseln, Teller und Leuchter, Manns- und Damen-Toiletten, welche aber hier Comptoirs und Apotheken heißen, dann zwey Schreibzeuge, und ein 4 Mark 11 Loth wiegender Ringkragen (hausse col). Das Gewicht zusammen betrug 632 Mark.

Gold, Juwelen und Kleinodien

fanden sich bey dem Vater ebenfalls nicht viel vor, und außer zwey schweren goldenen Ketten mit angehängten Medaillons, kaum ein halbes Dutzend Ringe mit Türkissen, Rubinen, Smaragden und Saphyren, dann 50 goldene Schnallen, welche auf sammtne Barrets gesetzt wurden. Sechs Perlen, wovon jedes Mahl drey auf ein solches Barret kamen, waren allein von dieser Art von Geschmeide vorhanden.

Bey dem Sohne ist, ohne den verpfändeten

Juwelen, deren Werth an 60,000 Gulden beträgt, der Vorrath an Diamanten und Perlen, über allen Vergleich bedeutender.

Eine Diamantkette in Gold gefaßt von 115 Gliedern; eine goldene Rosenkette von 40 Diamantrosen, eine Medaille mit 63 Diamanten besetzt; neun Diamantknöpfe; ein Hutband von 23 goldenen Sternen, jeder mit 12 Diamanten, nebst der dazu gehörigen Schnalle mit 9 großen und den Stiften mit 23 kleinen Diamanten besetzt; ein goldener Federbusch mit einer goldenen Huthafte mit 20 Diamanten; 42 goldene Wammsknöpfe, jeder mit 7 Diamanten verziert, sind nur Beyspiele, und noch lange nicht das ganze Verzeichniß erschöpfend.

Der Schmuck an Perlen füllt allein zwey enggeschriebene Folio-Seiten, worunter vorzüglich drey Hutbänder mit Rosen von sehr großen Perlen.

Unter den, zu diesen Titeln gehörigen Kleinigkeiten, trifft man bereits kleine Uhren, Taschenspiegel mit Portraits u. dgl.

Am sichtbarsten aber zeigt sich die gestiegene Pracht in der Rubrik der

Kleidung.

Auf zwey Folio-Blättern war des Vaters ganze Garderobe beschrieben. Ein Rock von

Damast mit Sammt verbrämt, ein roth zerschnittenes Atlaswamms, mit Hosen von gleichem Zeug, und 2 schwarze Wämmser und Beinkleider, das eine von Damast und das andere von Sammt, waren ungefähr die kostbarsten Stücke. Alles übrige an Kleidung war von Wolle und höchstens Kragen und Aufschläge von Sammt oder Seide, oder das Kleid mit seidenen Schnüren besetzt, oder auch mit Schneckenhäuslein gesteppt. Zu jedem Prunkkleide gehörten zwey Paar Ärmel, und zur Bedeckung des Hauptes waren zwey sammtne Barrets und zwey spitzsammtne Hauben vorhanden. Nebstdem fand sich vor ein Trauermantel und ein alter Nachtpelz.

Die Kleidungsliste des Sohnes hingegen nimmt gegen zehn volle Bogen ein, ohne die Kleider seiner Gemahlinn. Der niedlichste Geschmack war hier mit der auffallendsten Pracht vereiniget. Die meisten Kleider sind von Atlas von allerley Farben, mit Taffet meist von derselben Farbe gefüttert, und mit Gold, Silber oder Seide gestickt. So fanden sich 72 complette Mannskleider vor, während dem seine Gemahlinn nur 32 hinterließ.

Zur Bedeckung des Hauptes finden sich weder Hauben noch Barrets mehr, sondern 21 Hüte, ganz- und halbcastoren, schwarze oder graue, und eben so viele Hutbänder, nach der Farbe der Kleider ge-

wählt, und mit Gold, Silber, Glas und Perlen gestickt. Dazu gehören auch die Federn von verschiedenen Farben, 26 Garnituren, Gürtel und Degengehänge 22; dann seidene Strümpfe mit Gold oder Silber gestickten Zwickeln, zu jedem Kleide ein Paar, ferner besondere Hosenbänder und Schuhrosen von der Farbe der Kleider mit goldenen oder silbernen Spitzen, eine grosse Anzahl gestickter seidener Handschuhe.

Den Beschluß machen acht prächtige Feldzeichen von Taffet und verschiedenen Farben, mit Gold, Silber oder Seide gestickt, und mit Spitzen besetzt, nebst einem ansehnlichen Vorrathe unangeschnittener seidener Stoffe, englischer Tücher, goldener und silberner Borden und Spitzen. Was die

Meubles

betrifft, so findet sich zwar in der Inventur des Vaters ein schöner Vorrath einer auch zu gastfreyer Beherbergung der Fremden eingerichteten Haushaltung, und zu diesem Ende eine Menge von Betten, aber nur eine einzige Bettlade mit grünen seidenen Vorhängen und einer Bettdecke von grünem Atlas mit weißem Barchet gefüttert.

In der Verlassenschaft des Sohnes war eine Bettstatt von grünem Sammt, eine von rothem Damast,

ein orangefarbenes und grünes seidenes Bett mit silbernen Schnüren, nebst mehreren andern von geringerer Gattung vorhanden.

An Tapeten wurde in dem Schlosse des Vaters nicht gedacht, die Zimmer desselben waren alle wohl getäfelt, dahingegen in dem Hause des Sohnes zu Heidelberg die Wände bereits mit gewirkten seidenen, mit Brüßler=, und die geringsten mit vergoldeten Leder=Tapeten bekleidet waren. Jene sind nach den Geschichten, die sie vorstellen, genau beschrieben. Von Porcellan findet sich in beyden Haushaltungen keine Spur, und auch wenig von Gemählden. Letztere werden ohne nähere Angabe schlechtweg Tafeln (Tabulae pictae) genannt.

Im ganzen Schloß des Vaters fand sich kein beschlagener Stuhl oder Sessel. Hingegen hatte man Bankküssen und Sitzbetten, auf deren wollenen Überzügen das Wapen nach den Farben ausgenäht war.

In der Wohnung des Sohnes hatte man schon rothsammtne Stühle und türkische Stuhlblätter, mit seidenen gestickten Überzügen. In den Prunkzimmern waren diese letztern von Sammt, mit goldenen und silbernen Blumen gestickt.

Die Rüstkammer.

Bey dem Vater fanden sich vor: 14 Rappiere

oder Reitschwerdter, 2 Köcher zu Patronen eines Reisigen, ein türkischer Säbel, vier ganz weiße Kürasse und sechs dazu gehörige Helme, sieben schwarze Rüstungen und 25 schwarze Sturmhauben, 4 Speere und 16 Knebelspieße, 9 Doppelhaken, 17 Feuergewehre, theils Musketten, theils Röhre mit Schlössern, 5 Fäustling (vermuthlich Pistolen), 1 Regimentsstab, einige Armbrüste und Fausthämmer, 5 Panzerhemden, 1 Morgenstern, 1 messingenes Ocher-Horn, und noch ein großes Blashorn, 1 messingenes Falkenetlein, und 3 kurze eiserne Dömler.

Bey seinem Sohne treffen wir: 1 Partuisane, 7 lange gezogene Röhre, 7 Paar Pistolen, gegen 170 schöne Bandelier, 150 Musketten, 200 Pieken, 113 Rüstungen zu Fuß, 109 Ringkragen, 209 Sturmhauben, 3 complette Ritterharnische, 2 schußfreye Rüstungen für Fußgeher, 4 Trommeln und 5 metallene Kanonen.

Der Marstall.

Der Vater hinterließ zwey Pferde und eine wohl beschlagene Kutsche.

Der Sohn 15 Pferde, worunter 9 Engländer und ein weißes barbarisches Pferd waren, nebst einem Maulthier. Die Beschreibung des Pferdge-

schirres füllt 8 Folio-Seiten. Es stand mit der übrigen Pracht im Verhältniß, und viele sammtne, mit Gold und Silber gestickte Sättel von allen Farben, wie auch Damensättel befanden sich darunter. Stangen, Bügel und dergleichen waren größten Theils versilbert, zum Theil auch vergoldet.

Den Beschluß macht

die Bibliothek.

Der ganze Büchervorrath des Vaters bestand aus ungefähr 19 Bänden, darunter Goebleri Rechtenspiegel, ein teutscher Livius, die Zürcher Bibel vom Jahre 1551, einige gedruckte Chroniken, das kaiserliche Kriegsrecht, Postillen von Luther und Melanchthon und ein altes Turnierbuch.

Der Sohn hinterließ eine englische und eine italienische Bibel, drey Wörterbücher, nehmlich die des Hulsius, des Ravelli und ein franz. span. lat. welches zu Brüssel gedruckt war, die Essais de Montaigne; Cäsars Commentarien, französisch und teutsch; O. Strada de vitis Imperatorum; Specklens Kriegsbaukunst; les Elemens d'Artillerie; les raisons des forces mouaantes von Sal. de Cans und den Canon Triangulorum, nebst vielen von ihm selbst zusammen ge-

schriebenen Handschriften von mathematischen und Kriegssachen, und etlichen Landtafeln (Landkarten.) (Vergl. Mosers Patr. Archiv. Bd. 8. pag. 109—248.)

*
* *

Das Institut der Beichte findet sich schon bey den Seres, den alten Sinesen, obgleich es daselbst eine mehr politische als religiöse Tendenz hatte. Ausschließend war Beichtvater der Mandarins der Kaiser, dem sie von Zeit zu Zeit schriftlich die Bekenntnisse über ihre sowohl geheimen als öffentlichen Vergehungen einschicken mußten. (Hugo Grotius de jure belli et pac. I. 3.)

*
* *

Der schönste Fürstenbund. — Als der vortreffliche Pfalzgraf Wolfgang, Stammvater des neuen pfälzischen Hauses, auf das dringendste angegangen ward, dem Schmalkaldischen Fürstenbunde beyzutreten, verweigerte er dieses mit der beharrlichsten Standhaftigkeit und mit der wahrhaft patriotischen Äußerung: „Er halte dieses für den besten und stärksten Bund, daß ein Jeder das Seine schaffe, und wissentlich Niemanden Unrecht thue. Auf solche Weise habe man sich

des Bundes und Beystandes Gottes aufs gewisseste zu trösten, dahingegen ein Bundesgenosse gemeiniglich des andern Fehler und Irrthümer mit tragen und entgelten müsse." (D. Chytraeus in Orat. in obit. Wolfg. Com. Pal.)

* * *

Fürsten-Unglück. — Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen-Altenburg verordnete in seinem 1668 errichteten Testament: „Unser Leichentext soll genommen werden aus dem 16. Capitel Johannis vers. ult.: In der Welt habt Ihr Angst und groß Bedrängniß auszustehen, welchen Wir aus christlicher Andacht erwehlet, und so sich vielleicht mancher verwundert, wie Wir auf diese Gedanken kommen, der soll wißen: daß obschon uns der große Gott zu hohen fürstlichen Würden erhoben, wir jedoch hier weniger Freuden genoßen, sintemal wohl bekannt, daß Wir nicht 1. wie die meiste Kinder ihren liebreichen Vater, unsern geliebtesten, seligen Herrn Vater in dieser Welt gesehen oder gekannt, 2. die Frau Mutter bis an ihr seliges Ende in einen bekannten, betrübten Zustand wißen müßen, 3. unsere Geschwister eines nach dem andern hinfallen sehen, 4. uns in gefährlichen und schweren Reisen und Kriegsdien-

sten aufgehalten, 5. was bey dem langwührigen Kriegswesen, Verwüstung der Lande und Bedrückung der armen Unterthanen Uns vor Herzeleid zugewachsen, ja 6. endlich uns bey Antretung unserer Landesregierung Uns vor eine Last aufgebürdet, ist allen unsern getreuen Dienern und Unterthanen bekannt, als nun der liebe Friede hervorblickte, wurde 7. Uns unsere herzliebste Gemahlinn erster Ehe von der Seite gerißen, und Wir das erstemahl in betrübten Wittwer-Stand gesetzt, dannenhero wir billig von Kreutz und Angst reden, dabey es zum 8. nicht geblieben, sondern Gott hat uns auch beyde Frauen Schwiegermütter durch den zeitlichen Tod hinweggerißen, und 10. unsern Primogenitum, Herzog Christian, lobseliger Gedächtniß, hinweggenommen, einen Prinzen von sehr hoher Hoffnung, insonderheit aber 11. durch unvermuthete Abforderung unserer herzgeliebten zweyten Frau Gemahlinn Lbde uns ein hartes anzeiget, dazu noch 12. die überaus gefährlichen Läufte kommen, die freylich nicht anders können, als treuer und sorgsamer Regenten Herz und Gemüth mit Kummer und Angst quälen und abmatten.

Bey allen diesen Unglücksfällen und Beschwerlichkeiten des Lebens aber haben wir niemahls gegen den lieben Gott gemurret, sondern ob es gleich

Fleisch und Blut wehe gethan, gleichwol solches Alles mit christlicher Gedult ertragen, der tröstlichen Hoffnung lebend, daß er getreu und nicht über vermögen versuche, wofern es auch zu seiner heiligen Ehre und zu zeitlicher und ewiger Wohlfahrt gereichet, kan und vermag er Alles zu ersetzen, und uns wiederum zu erfreuen, in dessen Willen und heiligen Wolgefallen Alles gestellt ist." (Mosers Patr. Arch. Bd. 8. p. 518.)

* * *

Der Gebrauch der Tragsessel ward in ältern Zeiten als keine so unschuldige Bequemlichkeit betrachtet, wie spätere, verfeinerte Jahrhunderte ihn aufstellten. Man findet in der Anklage, welche im 15. Jahrhunderte in England einem Pair des Reichs, wegen großer Verbrechen gemacht wurde, auch die Stelle: „daß er mit Verachtung der Ehrfurcht, die ein Mensch dem andern schuldig ist, in seinem Garten, bey völliger Gesundheit in einem mit Stangen versehenem Tragsessel, von zwey Wesen seiner Gattung, sich habe herumtragen lassen."

* * *

Im Jahre 1796 erlaubten sich die Eigner der Morning Post (eine bekannte Londoner Zeitung) einen sonderbaren Kunstgriff, um den Credit einer andern Zeitung, des Telegraphen, auf welchen sie eifersüchtig waren, herabzubringen. Sie ließen von Ramsgate aus ein versiegeltes Packet an den Eigenthümer des Telegraphen abgehen, das nebst andern gedruckten Zeitungsblättern auch eine angebliche französische Zeitung enthielt, worin die Friedens-Präliminarien zwischen dem Kaiser und der französischen Republik umständlich angegeben wurden. Die Sache war in allen Nebenumständen so glücklich eingeleitet, daß kein Verdacht entstehen konnte, und der Telegraph auch richtig seinen Lesern die falsche Nachricht mit vielem Gepränge der Länge nach mittheilte. Er verlor durch diese Lüge allen weitern Glauben, und damit den beträchtlichsten Theil seiner Abonnenten, so daß er die Morning Post, die ihren Kunstgriff zu früh laut werden ließ, auf einen Ersatz von 1000 Pfund Sterling klagte, von welchen ihm aber die Jury nur 100 zusprach.

* * *

Aus der Geschichte der Journalistik *). — Zeitungswesen in China. In Pecking kommt wöchentlich eine Zeitung in einem enormen Formate heraus. Sie wird auf Seidenzeug gedruckt, von ausländischen Begebenheiten enthält sie nicht das geringste, aber dafür ist sie desto reicher an inländischen Vorfällen, und kann daher als Jahrbuch des chinesischen Reiches dienen. Sie ist sehr alt, und genießt einen unbestrittenen Ruf der Glaubwürdigkeit. Ein Staatsbeamter wagte es 1726 eine falsche Nachricht einrücken zu lassen, er wurde deßhalb vor Gericht gezogen, und ohne weiters mit dem Tode bestrafet, aber seitdem ist nie ein Fall dieser Art mehr vorgekommen. Die Kaiser von China unternehmen oft selbst die Censur dieser Zeitung, dem Letztregierenden war dieß ein angenehmes Geschäft, und der Nachfolger des großen Kienlong, Ka-Hing, rückte eine Trauerrede auf den Tod des erstern, in eines der Blätter von 1798 ein. Außer dieser Zeitung darf keine andere in Pecking gedruckt werden, in ihr läßt der Kaiser alles verkündigen, was zur Kenntniß des Innern des Rei-

*) Fragmente aus den Materialien zur Bearbeitung dieses bisher so wenig gepflegten Zweiges der Literär-Geschichte.

ches nützt und frommt, sie enthält nur die Thaten des Regenten, die Verfügungen der Staatsbehörden, Belohnung des Verdienstes und Bestrafung des Verbrechens, dann in Kriegszeiten die Siege über die Feinde, auch soll sie allein dazu dienen, dem Volke von der Väterlichkeit der Regierung, von ihrer Fürsorge und zugleich von ihrer Macht einleuchtende Begriffe beyzubringen. Sie zeigt jedes Mahl an, welcher Mandarin das gelbe Oberkleid oder gar die Pfauenfeder (hohe und höchste Auszeichnung) oder auch als Bestrafung eine Rabenfeder an seiner Mütze erhalten hat, zum Zeichen, daß er entehrt ist, und seine Güter der Krone anheim fallen. Auf diese Weise ist die Hofzeitung das einzige Organ, durch welches der Vater des Volks zu der Nation spricht. Wegen früherer Erfindung der Buchdruckerkunst in China sind daselbst die Zeitungen auch seit beynahe 1000 Jahren im Gange, und ein Muster der europäischen Hofzeitungen geworden. Rußland nahm die Methode zuerst an. — Ein ähnliches Blatt erschien auch zu Delhi, der Hauptstadt des Groß-Moguls. Auf der k. Bibliothek zu Paris hat man Exemplare von einigen Stücken (18. 26. Febr. 1798) welche 10 4/1 Elle lang sind *).

---

*) Auch die Visitenkarten der Chineser, deren

Journalistik von Island. — Diese Insel hatte im J. 1808 eine seit 1795 bestehende National-Zeitung — Minisverd Tidindi — welche dem unermüdeten Eifer Stephansen's um Islands Cultur ihr Daseyn verdankt, und in der einzigen Buchdruckerey, welche die Insel zu Leiaraaegärd hat, erschien. Diese Buchdruckerey gehört der k. Landaufklärungsgesellschaft, welche ebenfalls von Stephansen gestiftet ward, und sich durch die Herausgabe vieler nützlicher Original-Schriften und Übersetzungen großes Verdienst erworben hat. Früher erloschen von den wissenschaftlichen Instituten Islands: die unsichtbare Gesellschaft, von 1760 — 1770; die isländische Literatur-Gesellschaft; auch mehrere Lese-Institute. (Island im 18. Jahrh. geschildert von M. Stephansen.)

* * *

Journalistik von Corfu. — Selbst auf dieser Insel ward die Verbreitung von Kenntnissen

---

Größe und Farbe aber sich immer nach dem Range der Personen richtet, an die sie geschickt werden, sind von diesem kolossalischen Formate. Lord Makartney bekam von dem Vicekönig von Petchelie eine solche Karte, womit er ein mittelmäßiges Zimmer — hätte austapezieren können.

aller Art, mittelst der periodischen Schriften erleichtert. Im Jahre 1812 hatte Corfu 3 Zeitschriften: Einen Monitore Jonio; dann ein Giornale filologico ed economico in griechischer und lateinischer Sprache, in welchem nicht nur Nachrichten von Gewerben und Ackerbau, sondern auch von den archäologischen Entdeckungen der jonischen Akademie zu Corfu, der Società filologica zu Bukarest, gegeben werden sollten. Der thätige Gelehrte Stellio Doria Prossalendi war der Herausgeber und die Ἰονιος Ακαδημια wollte das Unternehmen eifrig befördern. Seit 1810 hatte Emanuel Teotochi einen Mercurio letterario herausgegeben. Schon im 17. Jahrhundert (seit 1756) gab es zu Corfu eine Academia degli Assecurati.

* * *

Bis in die entferntesten Gegenden Asiens hat sich das Zeitungswesen nun schon verbreitet. In den vornehmsten Städten im Innern von Rußland erscheinen Zeitschriften. Zu Kasan, z. B. redigirt eine von der Universität ernannte Commission ein Wochenblatt. In Astrachan erscheint eine politisch-literarische Zeitschrift in russischer und armenischer Sprache; und einige Professoren der Universität Charkow haben sich zur Herausgabe

einer litterarischen Monathschrift: „Der Herold der Ukraine" vereinigt.

Die Regierung von Japan gibt zum Besten der Kaufleute und zur Beförderung des Handels eine Art Commerz-Zeitung heraus, welche Anzeigen von den Preisen der Waaren in den verschiedenen Theilen des Reiches liefert. Auch von der glücklichen Ernte des Reises und anderer Producte, wird das Publicum in allen Provinzen durch Zettelchen unterrichtet, ja sogar vom Tage an, wo das Korn aufgeht bis zur Erntezeit wird vom Zustande desselben öffentlich Nachricht ertheilt. (Begebenh. des Cap. Golownin u. s. w. 2. Bd.)

In Ostindien erschienen (1816) folgende Zeitungen und Journale: The Indian Observer, — the Miror, — the Bengal Kiccarrah, — the Calcutta Gazette (officielles Blatt), — the Madras Courier, — the Bombay Courier, — the Pinang-Gazette. Letztere auf der Prinz Wales-Insel; die erstern vier zu Calcutta. Alle diese in englischer Sprache erscheinenden Blätter enthalten nebstbey Anzeigen, Nachrichten u. s. w. in persischer, indischer und bengalischer Sprache. Noch gibt es handschriftliche Zeitungen in persischer und indischer Sprache, die von Neuigkeits-Schreibern abgefaßt, vertheilt und häufig gelesen werden; ein

neues englisches Werk liefert Auszüge aus mehreren derselben.

Zu Buenos-Ayres, wo während der spanischen Regierung sich nur ein officielles Regierungsblatt mit Mühe erhielt, erschienen im Jahr 1816 8 Journale. Ein französisches Blatt führt sie so auf: La Presse argentine, — le Censeur, — les Amis de la patrie, — la Chronique argentine, — le Rédacteur du Congrès, — la Gazette de Buenos-Ayres, — l'Observateur américain, — l'Indépendant. (Gazz. de France 1817. Nro. 26.)

Die Gazette officielle de l'état de Hayti führt das Motto: „Les amis de l'esclavage sont nécessairement les ennemis de l'humanité." *L'abbé Grégoire - Littérature des Nègres.*

Ein Herr Barbier Vemars hat den Muth gehabt im Jahr 1816 zu Paris eine lateinische Monathsschrift anzufangen. Sie hieß: Hermes Romanus und war datirt vom Jahre 2569 p. U. c. Das Journal des débats schlug ihm zum Motto vor: Quis haec leget?

*
* *

Folgende Ankündigung eines „Journals der allerneuesten Sonnette" befand sich wörtlich in mehreren teutschen Blättern, nahmentlich in

Nro. 83. des Intelligenzblattes der Allgem. Lit. Zeit. vom Jahre 1801.

I.

Journal hat jetzt ein jedes Ding bekommen,
Das von der Erde bis zum Wolkensaume,
Vom Ysop lebt, bis auf zum Cederbaume, —
Selbst die Akazia nicht ausgenommen —
Der Wissenschaft und Kunst zum Nutz' und Frommen.
Fürwahr! wer's läugnen mag, der liegt im Traume!
Ein Feld nur liegt noch brach im weiten Raume,
Wie's jeden Wunder sicherlich genommen.
Wer räth' es nicht, daß man Sonnette meinet?
Die lieblichen, so handlich sich bequemen,
Und was man will auf Zephyrs Flügeln tragen.
Drum hat sich jetzt ein Sängerchor vereinet,
In sondern Schutz die lieblichen zu nehmen,
Wie Nro. II. des breitern wird besagen.

II.

Einleitung, welche des Sonnetts Geschichte,
Von erster Spur bis zu dem heut'gen Glanze
Erzählen wird, auch im Sonnetten-Kranze,
Wozu ich mich als Redacteur verpflichte.
Dann liefern vier Rubriken die Gerichte:
I. Geweiht der Kunst neu aufgeblühter Pflanze;
Beschreibt zugleich im lang geschleppten Schwanze,
Aus jeder Kunst die Muster von Gewichte.

II. Für des Zeitalters mächtige Tendenzen,
Salzsäure, Runkelrüben und die Tücher,
So wasserdicht sich um die Leiber legen.
III. Setzt dem Geschmack, dem schlechten seine Gränzen
Und recensirt satyrisch alle Bücher.
IV. Gibt Lob und Complimente den Collegen.

III.

Verleger glaubt, was gilt ihr Herr'n die Wette?
Daß ihm der Dank der Lesewelt nicht fehlet,
Wenn ihn anjetzt das Capital nicht quälet,
Das gern er weiht dem Journal der Sonnette.
So füge sich der langen, bunten Kette
Dieß Glied noch an! Kommt Leser nun und wählet!
Das Monathstück, so dreyzehn Bogen zählet,
À fünfzehn Groschen auf der Lagerstätte.
Doch wer sich auf den Jahrgang abonniret
Mit 'nem Louisd'or von Juden unbeschnitten,
Soll postfrey ihn durch's röm'sche Reich bekommen.
Ein Umschlag grün und blau die Hefte zieret;
Glossirt, besudelt oder aufgeschnitten,
Wird keines je von uns zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

*
* *

Hofiren, ein generischer Ausdruck für freye Künste treiben im sechzehnten Jahrhunderte. —

In der baierischen Landesordnung vom J. 1553, im 6. B. S. 173 befindet sich folgende Stelle: „Von den Singern, Pfeiffern, Schalksnarren, Spielleuten und andern Hofirern. Uns ist zu mehrmahlen angelangt, wie gemeine unsere Landschaft — durch die Singer, Pfeiffer, Lautenschläger, Geiger, Sprecher (vielleicht eine Art Rhapsoden oder wandernde Komödianten), Schalksnarren und andere Spielleute und Hofirer in ihren Häusern und Herbergen überloffen und zu vergebenen Unkosten gebracht werden. Deßhalb soll ihnen dieß verbothen seyn; es sey dann sie wären bestellt. Kein Wirth soll solchen Spielmann oder Hofirer in seinem Haus wissentlich hofiren lassen. Sollte aber ein Spielmann über beschehene Warnung eindringen und hofiren, dann soll ihm sein Instrument, womit er zu hofiren gemeint, genommen und er weggejagt werden. Wo aber Jemand derley Personen haben wollte, der soll sie halten, daß sie niemanden belästigen. Soll aber niemand denselben, die nicht in sein Brod gehören, einen Schild, Wapen oder Ring anhängen und geben. Item, daß auch den Weibspersonen das Springen verbothen seyn soll." — Daß das Wort hofiren noch in späterer Zeit den Begriff, auf kriechende Art den Hof machen, verdolmetscht, möchte zeigen, wie diese Künstlerscharen sich gegen

ihre Mäcenaten benahmen, und in so weit jene unzarten Ausdrücke wohl verdienten.

* * *

Die modernen Römer. — Von der Trefflichkeit seines Volkes im Mittelalter durchdrungen, sang Tasso begeistert:

— — Bella Italia, ov' è la sede
Del valor vero e della vera fede!

Wie sehr sticht mit diesem Zeugnisse des Muthes jener Zweifel in die kriegerischen Tugenden der Italiener ab, welchen ein ausländischer Autor dem andern in die Wette nachschrieb. Es ist darum erfreulich, den bessern Glauben eines beobachtenden Geistes — unsers Winkelmanns — durch die Geschichte unserer Tage bewährt zu sehen. Er schrieb im J. 1763 in Rom (Gesch. d. Kunst. I. Cap. 1. S. 28. 3te Ausg.): „In Ländern, wo nebst dem Einflusse des Himmels einiger Schatten der ehemahligen Freyheit mitwirket, ist die gegenwärtige Denkart der ehemahligen sehr ähnlich, dieß zeigt sich noch jetzt in Rom. — Es würde noch jetzt aus dem Mittel desselben ein Haufen der steitbarsten und unerschrockensten Kriegern zu sammeln seyn, die wie ihre Vorfahren dem Tode trotzten, und Wei-

der unter dem Pöbel, deren Sitten weniger verderbt sind, zeigen noch jetzt Herz und Muth wie die alten Römerinnen."

* * *

In der „heiligen Hofhaltung" vom gelehrten P. Nicolaus Caussin, welche der Buchdrucker Johann Wilhelm Frießem im J. 1677 zu Cöln deutsch herausgab, und „der erschaffenen heiligsten Dreyfaltigkeit, Jesus, Maria, Joseph, seinen allergnädigsten Patronen," zueignete, befindet sich folgende Schilderung der Höfe angeblich aus alten Scribenten, die aber nicht angegeben werden; wahrscheinlich ein Kniff des ehrwürdigen Herrn Verfassers, wie es die Tendenz des ganzen Werks allerdings vermuthen läßt. Indessen ist die folgende Stelle, S. 2 immer lesenswerth:

„Wann einer die, so von den Hoffhaltungen reden und schreiben, sollte fragen, was doch eine Hoffhaltung sey, wird er vernemmen, daß solche nichts anderst, als eine finstere Grub, welche weder Sonn noch Mond anderst als durch ein einziges Loch anscheinen; als ein Gangmühl, darinn ein ewiges Getöß, von denjenigen verursacht, welche wie die unvernünftigen Thier zusammen ge-

kupelt, das Mühlrad stets zu treiben, verdampt sind; als eine Gefangnuß voller Sclaven, welche zwar in güldenen Ketten einer scheinbaren Dienstbarkeit herumb ergehen, aber von unzähligen vielen Paßionen und unordentlichen Anmuthungen gebunden liegen; als ein solcher Kampffplatz, in welchem die Kämpffer taub und unsinnig, ihre Waffen nichts als Wühten, ihr Gewinnen nur Dunst, ihr Rennbogen nur Glas, ihr Zihl und Zweck nichts anderst, als Undergang und Verderben ist; als ein Haus der Zirze, in welchem die vernünfftige Creaturen in wilde Thiere verändert werden, allda die Ochsen mit Hörnnern sich stoßen, die Löwen stark brüllen, die englische Docken einander erwürgen, die Schlangen laut pfeiffen und die Basilisken den Tod im Auge tragen; als ein Wohnung der eingeschloßnen Winden; ein immerwehrendes Gewitter auff weitem Feldte; ein lauterer Schiffbruch ohn Waßer, indeme die Schiff am Gestatt der Hoffnung sich selbsten zerschmettern nnd zerrinnen. Es seye die Hoffhaltung, mit einem Wort, ein solcher Orth, in welchem von Natur die Laster, und aus Noth das Elend regiert, und so etwan sich auch die Tugent darin befindet, daß solches nit anderst, dann allein durch ein Mirakul geschehe."

Um dieses grelle Gemählde einiger Maßen zu mildern und um es mit den Höfen ja nicht zu verderben, setzt Caussin wohlweislich in Form einer Antwort hinzu: „Wahr ist es daß dergleichen Diskurs oftermahlen mehr aus Hitz und Lust zierlich zu reden, als auß Grundt der Wahrheit geschehen. Dann gewißlich ist die Hoffhaltung derjenigen ein sehr schöne Schul der Tugent, welche sich recht und wohl daran gebrauchen laßen. In großen Wäßern findet man große Fische und bey großen Glück schöne und Heroischen Tugendten."

*
* *

Nach alten und veralteten englischen Gesetzen, die aber, weil sie nicht ausdrücklich aufgehoben sind, noch in Anspruch genommen werden können, ist ein Zweykampf vor Gericht erlaubt, wenn dem eines Mordes Angeklagten, ein Verwandter des Ermordeten gegenüber steht, dessen Aussage einen großen Verdacht gegen den Angeklagten erregt, aber allein nichts beweiset und doch kein anderer Zeuge vorhanden ist.

Der Fall war unlängst, im Jahre 1816 wirklich eingetreten. Abraham Thornton, welcher in Warwick angeklagt wurde an der Ermordung der Maria Ashford Antheil gehabt

zu haben, aber aus Mangel an Beweisen losgesprochen worden war, wurde am 6 November von William Ashford, dem Bruder der Gemordeten, von neuem der Theilnahme an diesem Verbrechen angeklagt. Es ward ihm der 17. Nov. als der Tag anberaumt, sich gegen diese Beschuldigung zu vertheidigen. Nachdem ihm nun den 11. die Anklagsacte vorgelesen worden war, und er befragt ward, ob er sich schuldig bekenne, schob der Rechtsbeystand des Angeklagten Mr. Reader demselben einen Zettel in die Hand mit den Worten: „Nicht schuldig und ich bin bereit dieß mit meinem Leben zu vertheidigen!" Der Angeklagte las diesen Zettel ab, hob zugleich einen Handschuh in die Höhe, und warf denselben in dem Gerichtssale auf den Boden, so daß er den Kopf des vor ihm sitzenden Anklägers streifte. — Nun wurde der Ankläger gerufen vor Gericht zu erscheinen. Dieser stand auf, nahm aber den Handschuh nicht auf, während sein Rechtsfreund Mr. Clarke die Ausforderung im Allgemeinen dadurch abzulehnen suchte, daß er sagte, solch' eine Ausforderung sey heut zu Tage etwas ganz Ungewöhnliches, auch sey es außerordentlich und Erstaunen erregend, daß ein eines Mordes Angeklagter, die Erlaubniß erhalten sollte, diese Klage dadurch zu widerlegen, daß er einen zweyten

Mord begehe. (Hier erinnerte der vorsitzende Lord Ellenborough, daß, wenn das Gesetz den Kampf erlaube, der Ausdruck „zweyter Mord" unschicklich sey, was das Gesetz billige, sey nicht Mord zu heißen.) Mr. Clarke verbesserte hierauf seinen Ausdruck und äußerte sich, obwohl er seine Einwendungen gegen die Ausforderung darauf gründen könnte, daß der Ankläger ein sechzehnjähriger Jüngling, von schwachem Körperbau und daher unfähig zum Kampfe sey, so wolle er doch eine zweyte Klage — den Counter Plea — vorbringen und den Beklagten zwingen, sich anderer Vertheidigungsmittel zu bedienen. Es wurde hierauf der nächste Gerichtstag, 22. Nov., hiezu festgesetzt. Der Handschuh blieb so lange liegen, und ward dem Master of the Court zur Aufbewahrung übergeben.

Am 22. erschien zuerst der Angeklagte; wie es schien, war er anfangs furchtlos, wurde aber bey der Ankunft der Richter zusehends ängstlicher. Der Kläger war in tiefer Trauer und zeigte eine ruhige, gefaßte Miene. Er fühlte den Verlust seiner Schwester so tief, daß er ungeachtet seiner Jugend, seines schwächlichen Körperbaues und des Zuredens seiner Verwandten sich erklärt hatte, daß er bis auf den Tod fechten wolle, wenn die Richter mein-

ten, daß dieser Fall durch einen Zweykampf entschieden werden müßte. Der Rechtsbeystand gab nun dem Angeklagten den Counter-Plea in die Hände, welcher abgelesen ward und das Gesuch enthielt, den Kampf nicht eher zuzulassen, bevor der Angeklagte nicht die angeführten starken Beschuldigungen und Beweise widerlegt haben würde. Der Advocat des Beklagten erklärte, er könne hierauf nicht gleich antworten und müsse sich Aufschub erbitten. Dieser wurde denn auch zugestanden, und da die dießjährige Sitzung ihrem Ende nahte, der Termin auf die nächstfolgende verschoben. Auch in dieser kam die Sache noch nicht ins Reine. Der Advocat des Klägers behauptete, daß wenn gleich die von ihm angeführten Beschuldigungen nicht von der Art wären, den Angeklagten zu überweisen, sie dennoch seine Schuld wahrscheinlich machten, und daß in diesem Falle, nach der Auslegung der ältesten Rechtsgelehrten, der Angeklagte nicht mehr das Recht habe auf einen Zweykampf zu dringen, sondern daß es ihm nur frey stehe, sich zur Feuerprobe mit glühendem Eisen oder siedendem Wasser zu erbiethen.

Sollte der Zweykampf durch richterliches Erkenntniß wirklich statt haben, so wird dabey ein eigenes Ceremoniel beobachtet werden. Beyde kämpfende Theile erscheinen mit bloßem Kopfe

und bloßen Füßen, der Angeklagte mit geschornem Barte, beyde in gleicher Kleidung. Sie treten mit Sonnenaufgang in die Schranken, und fechten mit gleich langen Stäben, die an ihrem Ende mit einem Knopfe versehen sind, (horned at the head.) Wird der Angeklagte so weit überwunden, daß er nicht mehr kämpfen will oder kann, so soll er alsogleich zum Strange verurtheilt werden, und dieß, so wie wenn er im Kampfe getödtet wird, wird als Gottes Urtheil angesehen. Erschlägt er aber den Kläger, oder hält er im Kampfe bis Sonnenuntergang aus, so wird er ehrenvoll losgesprochen.

*
* *

Ein Franzose, Nahmens Chevrel Dessaudrais hat 1805 ein Buch herausgegeben, welches den Titel führt: Der Schlüssel zu den Naturphänomenen. In demselben hat er eine Entdeckung bekannt gemacht, von welcher man glauben sollte, daß sie in den bisherigen Systemen der Naturgeschichte und der physischen Geographie keine geringe Revolution hervorgebracht haben müßte. Er versichert, daß das Menschengeschlecht seit sechstausend Jahren, ohne es selbst zu wissen, auf einem Thiere herumkriecht. Dieses Thier, welches lebt, ißt, trinkt und verdauet, welches denkt, gehet,

transpirirt, Glieder und Sprachorgane hat, dieses wunderbare Thier ist — die Erde. So und allein so lassen sich die Orkane, die Stürme, die Ausbrüche der Vulkane u. s. w. erklären. Wer das nicht glauben will, lese das gelehrte Werk des neuen Naturforschers. „Wenn alles auf der Erde belebt ist, — argumentirt er — wie sollte sie es selbst nicht seyn? sie, der wir unsere Nahrung verdanken? Wenn das Leben Bedingung für das Wachsthum der Haare bey dem Menschen ist, wie könnte die Erde ohne dieselbe Bedingung das Gras auf den Wiesen, die Bäume in den Wäldern hervorbringen? Bey den Haaren und dem Grase ist der Prozeß gleichförmig. Jene sind in unserer Haut, dieses ist in der Haut des Thieres Erde, Humus, eingewurzelt. Die Amme nimmt Nahrungsmittel zu sich, die sie dem Kinde verdünnt wieder gibt. Thut die Erde nicht dasselbe, um der Amme die Vegetabilien zu liefern, die sie in Milch verwandelt? Saugt sie nicht wie diese Luft und Wassertheilchen ein, die sie der Pflanze zueignet? Da nun der Zustand des Lebens zu dergleichen Functionen schlechterdings nothwendig ist, so muß auch die Erde, die sie erfüllt, nothwendig lebend und auf thierische Weise organisirt seyn. Beweisen nicht gleiche Erscheinungen, gleiche Resultate und gleiche Zwecke, dieselbe Natur,

dieselben Organe und dieselben Eigenschaften? Indeß muß die Erde mit stärkern Organe versehen seyn als das Weib, weil ihre Procedur die nähmliche, allein viel größer ist." Wohin kann sich doch bisweilen der menschliche Geist verirren!

*
* *

Wie leicht es ist ein Narr erster Größe zu werden, hat wohl niemand einleuchtender dargethan, als Eon, ein Edelmann aus der Bretagne. Immer unruhig, stolz und halsstärrig fiel es ihm endlich ein, sich für den Sohn Gottes und den Richter der Lebendigen und der Todten auszugeben. Zur nähern Veranlassung zu dieser tollhäuslerischen Idee diente ihm die Ähnlichkeit des Wörtchens, eum mit seinem Nahmen, am Schlusse der Exorcismus-Formel: per eum, qui judicaturus est vivos et mortuos. Er fand, wie noch immer alle Narren, Anhänger genug, und machte vielen Lärmen. Der Papst Eugen III., als irdischer Statthalter Gottes, konnte begreiflicher Weise einem solchen Spectakel nicht lange gleichgültig zusehen. Eon wurde festgesetzt und 1148 vor das Concilium zu Rheims gestellt. Der Papst fragte ihn: „Wer bist du?" — Eon antwortete: „Derjenige, der da kommen soll, zu richten die Lebendigen und

die Todten." — Zugleich bediente er sich eines Stabes mit zwey Spitzen, in Form einer Mistgabel, auf welchen er sich in Beschauung seiner Hoheit zu lehnen pflegte. Als ihn der Papst fragte, was dieser Stab bedeute, war die Antwort: „Dieß ist ein großes Geheimniß, so lange der Stab in der Stellung ist, wie ihr ihn jetzt seht, die Spitzen gegen den Himmel gekehrt, ist Gott im Besitz von zwey Theilen der Welt, und überläßt mir den dritten, wenn ich aber die Spitzen gegen die Erde kehre, alsdann bin ich Herr über zwey Theile der Erde, und überlasse den Besitz des dritten Theiles Gott." — Der eingebildete Erdkreisbesitzer starb im Gefängniß, und mehrere seiner Anhänger, die nicht abschwören wollten, wurden verbrannt.

*

* *

Chinesische Schrift. — Die heut zu Tage übliche, bald nach Christi Geburt eingeführte chinesische Schrift (Tsching-tse oder Kiai-schu genannt), die alle übrigen Schriftarten verdrängt hat, besteht aus drey Elementen, aus der geraden Linie, der krummen Linie und dem Puncte, welche sechs Grundzüge geben, die auf verschiedene Weise, neben, über, und unter einander gesetzt werden. Durch ihre verschiedenen Zusammensetzun-

gen entstehen 208, und mit den 6 Grundzügen 214 Grund- und Wurzel-Charaktere, deren Bedeutung durch die Zusätze neuer Züge verändert werden Jene 214 Grund- und Wurzelzeichen nennt man Schlüssel. Nach diesen Schlüsseln sind die Wörterbücher der Chineser geordnet. Hinter jedem Schlüssel folgen alle Modificationen des Grund- und Wurzelzeichens oder alle durch Hinzufügung neuer Züge combinirten neuen Charaktere. Damit man nun schnell jeden Charakter, den man vor sich hat, möge auffinden können, werden die Schlüssel nummerirt in einer Tabelle dem Wörterbuche vorangesetzt. Unter der Nummer eines jeden Schlüssels findet man im Wörterbuche hinter einander gestellt, die ganze Reihe von Charakteren, bey denen der Schlüssel zum Grunde liegt, folglich das, was man sucht. So hat man nun zwar das Wort gefunden, aber über seine Bedeutung wird man erst gewiß, wenn man auch den Ton oder Accent weiß, mit welchen es ausgesprochen werden muß. Denn die Prosodie verändert die Bedeutungen der Worte. Durch sie drückt der einsylbige Laut der chinesischen Sprache oft ganz entgegengesetzte Dinge aus, durch sie wird erst bestimmt, welchen Redetheil man in dem einsylbigen Laute vor sich hat. — Die vorzüglichsten lexigraphischen Werke für diese Sprache werden ohne Zweifel die-

jenigen seyn, welche Morrison in Calcuta und der Italiener Montucci zu Berlin bearbeitet.

* * *

Die verstorbene Königinn von England besaß das vollständigste Carricaturencabinet von Europa. Diese Sammlung der Ausgeburten des Witzes und der Laune hatte einen eigenen Oberaufseher, und war mit vieler Sorgfalt und Ordnung in kostbaren Portefeuilles classificirt. Das Merkwürdigste dabey ist, daß mehrere dieser Portefeuilles bloß Carricaturen enthielten, deren Gegenstand die königliche Familie selbst ist.

* * *

Der vollständige Titel des Prinzen-Regenten von England lautet nach dem Royal-Kalendar von 1816 folgender Maßen: George Augustus Frederick, Prince-Regent of Great Britain and Hannover, and *Guardian of the Duchy of Brunswick*, Prince of Wales and Electoral Prince of Brunswick-Luneburg, Duke of Cornwall and Rothsay, Earl of Chester and Carrick, Baron of Renfrew, Lord of the Jsles, Great Steward of Scotland, High Steward of Plymouth, Colonel of the Roth Regiment of Dragons, and Capt. general of

the Hon. Artillery Company, Knight of the Garter, St. Andrew in Russia, Alexander Newsky in Russia. St. Esprit in France, Golden Fleece in Spain, Fellow of the Roy. Society and *Doctor of civil Law*.

*
* *

Instruction Herzogs Christoph von Würtemberg an die Hof- und Lehrmeister seines Sohns Ludwig und der ihm beygegebenen Edelknaben vom Jahr 1562. (Hovemaisters Staat und Ordnung.) — Erstlich soll er der Hofmaister, sein fleißiges Uffsehen haben, daß der Jung Herr zu Vorderist zue der Eeren- und Forcht Gottes gezogen und gewißen werde, der Präceptor und andere zugeordnete Personen und auch Edlen Knaben nichts onzüchtiges und schamers vor Ime reden, handeln, weder Gotts lestern oder sonst sich mit einander hadern oder zanken und balgen; wo er sehe, daß der enden Mengel erscheinen, solches abschaffen, und sie darumben mit Ruotten streichen lassen.

Er soll Ine alle Sontag, Mittwoch und Freytag in die Predigt füren. — Wenn die herzogl Aeltern bey der Tafel nicht zugegen, soll er „sein Uffsehens haben, daß er zichtig esse und mores ob dem Tisch halten solle."

Dieweil er nunmehr in dem Neundten Jahr sollen Hofmaister neben dem Substituto, Ine von Dockenwerckh und andern dergleichen kindischen Dingen abziehen, Ine zur Dapferkeit weißen, wenn er mit einem redet, das er dapfer und wolverständtig Ine anspreche, unter die Augen sehe, einem Jedem, seinem Stande gemäß, auch frembden nach der gebuer zusprechen thue. Dieweil auch die Exercitia zu solchen taugenlich, so mag er Ine allgemach anfachen laßen zu fechten, und andern Kurzweil zue treiben, mit lauffen im Gartten, zimblichen Springen, stainwerffen und dergleichen Exercitia.

Soll auch der Hofmaister fleißig darob halten, daß unser Sohn nit zu warm mit Einbrennung der Stuben gehalten werde.

Zu dem Schreiben latein und teutsch, soll Hofmaister daran sein, das Unnser Sohn vom Präceptor fleißig dahin gezogen und gewißen werde, mit dem conzipiren und dann einer leßerlichen Currentschrift underwießen werden, sambt dem Rechnen.

Er, Präceptor soll nach seiner discretion und des jungen Herrn ingenii Ine in litteris politioribus mit allem fleiß dermaßen Instituiren, das er wohl lernen möge mit dem Verstand latine reden und lesen und dieweil der jung Herr nunmehr sein Anfang hat, soll er Präceptor, in der Grammatica

nit zu lang verharren, und den jungen Herren dahin gewöhnen in der schuohl und gemach mit den Knaben nichz anders denn latine zu reden, und das er auch lerne die vocales wol dapfer und verstendtlich pronunziren, In lateinn und teutschen.

Item Ime die Sonntägliche Evangelia auff jeden Sonntag exponiren und explizieren, auch ußwendig lernen laßen, neben dem auch den lateinischen Katechismus mit ihm üben, auch dermaßen und dahin explizieren, damit er auch zur Erkandniß Gottes und sein selbst und was vor Gott Recht und Unrecht ist, kommen darneben auch der rechten Sacramenten, einsatzung und nutz nach Unnser Christenlichen Confeßion lernen und faßen mögen.

Item Ine darzue zuforderst, auch mit allen muglichen Fleiß, zue dem Morgen- Abendt nnd Tisch gebett, für Unns, Unnser geliebte Gemahel, andere Kinder auch haus und fürstenthumb Wurttemberg ꝛc. weisen, ziehen und anhalten, wann daran gar vil gelegen.

Et in summa scopus sui officii sit ut Princeps educatur diligentissime in timore Dei, pietate ac in studiis. —

In einer besondern Instruction: „wie es mit dem jungen Herren mit speis, Trankh und Exerci-

tien, und In anderweg gehalten werden soll,"
heißt es:

Morgens, so er Uffgestanden, sommers und winters zeit umb VI j. Uren, soll Ime ungevarlich ein halb Stundt hernach ein suppen gegeben werden.

Item soll bey die zwee Imbis allweng verhuetet werden, daß er keine gesalzene Visch essze als Hering, Stockfisch, Platteiselen, Lachs, Dürrfisch, deßgleichen auch sonst von schleimerigten vischen, als Ol (Aal) Karpfen, schleine u. dgl. sonndern wo Ime zur Zeitten grine Visch gekochet, sollen solches sein häcktlein, Pfellen, Vorhellin (Forellen.)

Es soll auch kein hitzig Gewurz als Pfeffer, Imber, Negelin, vil Zimbet, an die speiß gethan werden.

Ime soll nicht gestattet werden, grobe Rindt oder schweine flaisch zu eßen, sondern sein Speiß soll sein, von Gemueß, Jungen flaisch, feder Wildbreth, Vögelein, guotte gruene kräuter, gekochte Rueben, aber ja kein Sauerkraut, Erbis, bonen linsen, sollen zuegelaßen seyn;

Sein Trankh über Tisch, zum Morgen und Abendtmal, soll sein, das gewonnlich becherlin voller weins ongemischet.

Ime soll zu zeitten auch ein wenig Obs zu eßen erlaubt seyn, doch mit der maßen, ein Dritthail

von einem gemeinen trauben, der nitt zu groß noch zue klain ist, oder ein halb bieren, oder ein halben Apffel, oder Im sommer ein wenig kirschen oder erper.

Es soll auch der Jung fürst, in 14 Tagen einmal zue Morgens vor dem eßen schwaißbaden; sonnst alle 8 Tagen soll Jme der Kopf gewaschen werden mit der Laugen, wie der Jungen frewlein Hofmaisterin ordnen würde.

Das Haar soll Jme annderer Zeit nicht, denn im zunemenden Mon und außerwelten Zeichen beschnitten werden.

Mann soll nit gestatten, daß der jung Fürst in der schuol weder Dolchen noch andere Messer an sich hat, da aber der jung Herr in die Predigt gehet, soll Jme sein währlein angegurttett werden, dergleichen so er in den gartten gehett.

Item der Hofmaister mag den jungen Fürsten etwann nach dem eßen lassen anfangen mit gar leichten währlein zue fechten, damit er desto gleichinger und geübter werde, doch soll er, Hofmaister allewegs selbs darbei sein.

Item so mögen der Jung Herr und knaben zuweilen der Barr zimblich unnd doch nitt weitt oder lang lauffen oder kegeln, oder auf einer Tafel schie-

ßen, unnd was dergleichen mehr Exercitia doch one Schaden und gevar sein kann.

Item möge er zur musica mit Pfeiffen, singen und geigen auch sichtlich angebracht werden, damit er eine Naigung darzue überkhomme,

Der Jung Herr soll auch alle Nacht dem Herrn Vattern, frau Muotter und schwestern mit Verständlichen worten, höflich und geberdig ein guotte Nacht geben und wünschen.

Und in solchem allem und jedem er Hofmaister und Präceptor, gutten getrewen Fleis und sorg haben, wie sie es gegen Gott den herrn, und dem Herrn Vattern, fraw Mutter unnd sonst Mennigli- chen Verantwortten wollen Inmaßen auch Jnen mit sondern Gnaden vertrawet wurd. Actum Stutgardt den 8ten Junii Anno 1562. (Moser Patr. Arch. IX. 1—118.)

*

* *

Die Bewohner der Insel Liu-Tschiu (Lieuh-xieuh) sind ein Volk, das mehr als irgend eines auf dem ganzen übrigen Erdboden die lieblichen Dichterträume vom Saturnischen Zeitalter verwirklicht, wenigstens nach der ungemein merkwürdigen Schilderung, welche Hrn. Mac-Leods Reisebeschreibung in die gelbe See von ihnen gibt.

Sie sind ein sehr kleiner Menschenschlag. Selbst die größten Männer, welche die Reisenden fanden, hatten nur fünf Fuß, zwey Zoll. Überhaupt ist auf dieser Insel ziemlich die ganze animalische Schöpfung diminutiv, dennoch aber jede Thierart, so wie der Mensch von ausgezeichneter Schönheit und Stärke. Die Männer sind trotz ihrer Kleinheit von muskelhaftem, athletischen Körper, und sehr gut gebaut.

Die Engländer legten sich bey einer Stadt, die Napa-Kiang heißt, vor Anker, und die Aufnahme, die sie fanden, war nicht bloß eine freundliche, sondern sogar beschämend großmüthig. Man brachte ihnen, ohne dafür bezahlt seyn zu wollen, eine Menge Mundvorräthe, und verrieth eine Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse, die selbst der auf Höflichkeit und Gastfreundschaft stolzesten Nation Europa's Ehre machen würde. Sie blieben sechs Wochen dort vor Anker liegen, und beobachteten während dieser Zeit sehr aufmerksam.

Da man den Insulanern sagte, man wünschte einen Trupp Leute, vorzüglich Seiler und Schmiede, die zu ihren Arbeiten viel Raum brauchten, ans Land zu setzen, so bathen sie, man möchte deßhalb erst Erlaubniß von ihrem König einhohlen, weil es ein noch nicht da gewesener Fall wäre. Die Engländer, die ein so liebenswürdiges Volk nicht ohne

Ursache beleidigen wollten, blieben daher an Bord. Doch nach wenigen Tagen erhielt der Commodore der Alceste *) einen Besuch von einem großen Chef der Insel mit einem zahlreichen Gefolge, der von ihm gut bewirthet ward, und welchen man des folgenden Tages den Gegenbesuch an der Küste machte. So entstand auf beyden Seiten Vertraulichkeit, alle Furcht entschwand, und die Eingebornen öffneten selbst den Garten eines Tempels, um den Engländern als großer Vorrathsplatz zu dienen, räumten die Priesterwohnungen zu einem Hospital für die Kranken ein, und bauten schnell leichte Bambus-Häuser zur Unterbringung der Engländer und ihrer Effecten. Ohne Umstände durfte jeder vom Schiffe ans Land. Unaufhörlich mußten Eingeborne in Boten zum Schiffe hin, um den Engländern alles nöthige Wasser, Holz u. dgl. zu bringen, wobey sie ihren sonderbaren, melancholischen, aber lieblich klingenden Schiffergesang anstimmten.

Die Insel Liu-Tschiu ist ungefähr 60 englische Meilen lang und 26 breit. Die Hauptstadt und Residenz des Königs heißt Kintsching. Die Insel ist die größte unter einer ganzen bisher

*) Eines zu der leider verunglückten Gesandtschaft Lord Amherst's an den Kaiser von China gehörigen Schiffes

unentdeckten Gruppe von 36 größern und kleinern Inseln. Die Reisenden fanden das Klima entzückend schön und schöner, als es irgendwo gefunden werden kann; auch das Mahlerische der Gegend Alles übertreffend, was sie von der Art je gesehen hatten, selbst was Anson's begeisternde Schilderungen von Tinian und Juan Fernandez sagen. Klima und die Beschaffenheit des Bodens machen, daß selbst solche Vegetabilien, die sonst in sehr weiten Entfernungen von einander über die Erde vertheilt gefunden werden und sehr verschiedenen Himmelsstrichen anzugehören scheinen, hier dicht neben einander gedeihen, und diese Insel ist nicht etwa bloß, wie man nach ihrer Lage (26° 14′ nörd. Br.) vermuthen sollte, ein Wohnplatz der Orange und der Limonie, sondern eben so gut gedeihen hier Indiens Bananen und Norwegens Fichten, eben so gut die Theestaude und das Zuckerrohr. Alle diese Gewächse sieht man in üppiger Vegetation neben einander. Der paradiesischen Beschaffenheit der Insel entspricht der kindliche Sinn der Einwohner, der wahre Paradieses-Unschuld scheint. Verbrechen sollen äußerst selten unter ihnen seyn, und man sieht sie stets unbewaffnet gehen. Die Reisenden bemerkten wenigstens von kriegerischen Werkzeugen kein einziges bey ihnen, und das eng-

lische Geschütz und Schießgewehr erregte ihre höchste Verwunderung. Doch haben sie sich einst heldenmüthig gegen die Angriffe sowohl der Chineser, als der Japaner vertheidigt und daß sie jetzt entwaffnet erscheinen, ist vielleicht bloß Zwang, den die chinesische Politik nöthig gefunden hat. Die Reisenden sahen nicht einen Bogen oder Pfeil bey ihnen. Als einige Engländer mit ihren Vogelflinten schoßen, kamen mehrere und bathen mit naiver Kindlichkeit, ihnen nicht die holden Vögelchen wegzuschießen, welche um ihre Häuser fliegen zu sehen, ihnen die größte Freude mache.

Ihre Todten verbrennen sie, und bewahren die Asche und Gebeine in Urnen, die sie in natürlichen Grüften oder den Felsenhöhlen längst der Küste hin, beysetzen. Mit liebenswürdiger Emsigkeit und ungezwungenem Wehmuthsausdruck standen sie den Engländern bey, als diese einen, auf der Insel gestorbenen Matrosen begruben, und ihm einen Denkstein setzten.

Ehe die Engländer abreisten hatte noch die Frau des Oberlootsen das ganz besondere Glück, daß ihr der seltsame Antrag gemacht wurde, zurückzubleiben und die Herzensköniginn eines der größten Männer auf der Insel (wie man glaubte des Königs selbst) zu werden; wobey ihr ein prächtiges

Haus und Alles mögliche, was sie wünschen könne, zugesichert ward. Ihr Mann nahm sich einen Tag Bedenkzeit, konnte sich aber nicht entschließen, die Theure von sich zu lassen, die selbst einem König so reitzend erschien.

Am Tage der Abreise versammelten sich die Liu-Tschiuer mit ihren besten Kleidern angethan, und gingen in Procession in den Tempel, wo sie den Göttern opferten und ihren Schutz für die „Engelish" erflehten. In der Art, wie sie von den Engländern Abschied nahmen, bemerkten diese wahre Geisteserhabenheit, mit der reinsten Herzensgüte gepaart, wie sie im unverdorbenen Kinde wohnt. Bey Mehreren war das Lebewohl mit aufrichtigen Thränen gepaart. (Narrative of a Voyage to the yellow sea, along the coast of Corea etc. By. J. Mac—Leod. 1817.)

* * *

Es kann nichts Erhabeneres und zugleich Einfacheres geben, als das *hinduische Moralsystem*, das man so oft mit dem Aberglauben des Pöbels verwechselt hat, und dessen erster Grundsatz die Liebe und Verehrung der Tugend empfiehlt, worin der nächste Begriff liegt: *Liebe die Menschen, damit sie dich wieder lieben!* —

In der Ausübung des Guten soll weder Furcht vor Strafe noch Hoffnung einer Belohnung Einfluß auf den Menschen haben. Nach dem Absterben, so sagen die Braminen, erscheint die Seele vor dem Throne Gottes, um gerichtet zu werden, und dann wird sie entweder zu der ewigen Seligkeit zugelassen, oder zu verschiedenen Verwandlungen verurtheilt. Die Religion der Hinduer läßt keine Ewigkeit der Höllenstrafen zu. Während des Aufenthalts des Franzosen Jouy zu Chandernagor disputirte ein gelehrter Bramine, Nahmens Dhola, öffentlich und schriftlich über diesen Streitpunct mit dem französischen Geistlichen Abbé de la Baume, welcher alles Beystandes der Logik und der Autorität der heiligen Schrift bedurfte, um die Einwürfe seines Gegners gehörig abweisen zu können.

Die meisten Reisenden haben die Hinduer, da ihnen die abergläubischen Gebräuche auffielen, welche die ganze Nation zu beobachten scheint, und da sie die Menge der Bilder von Untergottheiten sahen, die in den Tempeln und auf öffentlichen Plätzen aufgestellt und ein Gegenstand der Verehrung des gemeinen Volkes sind, ohne weiters für Götzendiener erklärt, ohne zu bedenken, daß ein Anwohner des Ganges, wenn er an die Ufer der Tiber oder des Guadalquivir versetzt würde, aus gleichen

Voraussetzungen dasselbe Urtheil fällen könnte. Jeder, der die Gelegenheit gehabt und sich die Mühe gegeben hat, auch den wenigst unterrichteten Bramin darüber zu befragen, hat gewiß zur Antwort erhalten: „Unsere uralte Religion erkennt nur Eine höchste Gottheit, deren Diener und Willensvollstrecker Wischnu, Brama und Schiwen sind, und die Götzenbilder sind nichts anders, als die symbolischen Darstellungen der verschiedenen Eigenschaften der Gottheit, so wie sich in der Natur äußern, welche die Hinduer personificirt haben." — So ist z B. die Kuh ein besonderer Gegenstand der Verehrung der Hinduer; man findet ihr Bild in allen Pagoden, und die Heiligkeit dieses Thiers ist in ihren Augen so groß, daß sie jeden Morgen sich die Stirne mit Kuhmiste bezeichnen; aber dabey wissen sie gar wohl, so gut als wir, daß die Kuh ein unvernünftiges Thier ist, das weit unter dem Menschen stehet; denn sie verehren in demselben nur das Sinnbild der Allgütigkeit des höchsten Wesens. — Religion und Sitten scheiden die Hinduer, das Volk, dessen Tugenden dem Menschengeschlechte die meiste Ehre bringen — von den übrigen Menschen, so wie der Weise sich von der Gesellschaft entfernt, deren Laster er kennt, ohne jedoch aufzuhören, diejenigen zu lieben, die er verläßt, und für deren Wohl zu ar-

beiten. Die Moral ist bey einem Volke immer in thätiger Ausübung, das nur den guten Handlungen denjenigen Beyfall schenkt, den man anderwärts auch den schönen Reden zollt. Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, darf man nur eine Stunde Weges in den herrlichen Gegenden zurücklegen, und man wird sogleich sprechende Beweise dafür finden. Mit welcher Rührung las ich — erzählt Hr. Jouy — als ich im J. 1788 die weite Strecke Landes zwischen den französischen Niederlassungen von Pondichery und Chandernagor durchreisete, und mich in einer dürren, von der Sonne durchglühten Ebene in den Schatten einer Gruppe von Bäumen, um auszuruhen niedersetzte, folgende Worte in einen einfachen Stein gegraben:

„Saadheva-Motjham war in Gefahr vor „Ermattung und Hitze umzukommen, als er diese „Ebene durchwanderte; um Andern die Leiden, die „er erdulden mußte zu ersparen, hat er diese Bäume „pflanzen lassen.“

In der Provinz Kattek liest man auf einem Pfahle, mitten in einem ungeheuren Sumpfe, durch welchen jetzt eine schmale Dammstraße führt, folgende Worte:

„Diese Dammstraße ist von Darmera-Kotti

„erbaut worden, welcher seine Kamehle in diesem „Sumpfe verloren hat."

Die Prachttrümmer in Ägypten und zu Athen verkündigen bloß die Macht der Regenten; die Denkmähler in Indien zeugen laut für die Tugenden dieses Volkes.

In welchem andern Lande auf der Erde kann ein Mensch, er sey auch wer er wolle, ohne Geld, ohne einiges Hülfsmittel, eine Reise von 5 bis 600 Stunden unternehmen, und doch dabey gewiß seyn, das Ziel seiner Wanderschaft zu erreichen, ohne an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel zu leiden, noch das Benöthigtste zu erbetteln? — In Indien geschiehet dieses täglich. Ein Reisender der von Allem entblößt ist, meldet sich, bey dem Kottwal (Schulzen des Dorfes); er erhält von diesem einen Wegweiser, der zugleich seine Habseligkeiten bis zum nächsten Dorfe unentgeltlich trägt; so geschieht es in jedem Dorfe fort; will er an einem Orte ausruhen, so begibt er sich in die Tschultru (öffentliche Herberge), wo er ein Obdach findet, und der Kottwal reicht ihm Reis zur Speise, gibt ihm Holz und Licht, und leiht ihm die Geräthschaften zum Kochen und eine Matte um darauf zu ruhen. Am andern Morgen setzt er seinen Stab weiter, und gelangt so

ans Ziel seiner Reise, gewiß mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß das gutmüthigste und gastfreundlichste Volk unter der Sonne doch nicht länger das unglücklichste seyn möge. (Mercure de France. 1809. CCCCXX u. XXI.)

* * *

Fragmente aus dem Leben und den Abenteuern des Pfalzgrafen Georg Johann zu Veldenz und Lauterecken. — Es ist vielleicht kein fürstliches Haus in Teutschland, in welchem wegen Erbfolge, Theilung und Wiedervereinigung getheilter Länder so häufige und zum Theile so räthselhafte und widersprechende Verträge geschlossen, so viel darüber gehandelt, gezankt, gestritten und prozessirt worden wäre, als in dem chur- und fürstlichen Hause Pfalz. Leider ist es bey diesen Verhandlungen nicht selten nach dem Rechte und Glücke des Stärkeren und auch oft des Klügern und Feinern, immer aber über Habe und Erbe der Jüngern und Nachgebornen hergegangen. Solche Streitigkeit waren um so weniger vermeidlich, als man erst in spätern Zeiten zum Wohl der Länder darauf hinausging, Alles zu einem allgemeinen Fideicommiß zusammen zu schmelzen, und die Untheilbarkeit der Lande fest zu setzen, als das Pri-

mogeniturſyſtem heilſamer Grundſatz und Glaube erſt ſpäterer Zeiten geworden iſt. Doch konnte man ſich ſonſt nicht allgemein die Wahrheit dieſes politiſchen Satzes überzeugend vorſtellen, und ſo iſt hier die Rede von dem Leben eines Fürſten, der über ſeinen alten Glauben an gleiche Erbfolge und Theilungsverbindlichkeit, ein Märtyrer an ſich ſelbſt geworden, ein geplagtes, unruhiges, prozeßkrankes Leben geführt, alle Höfe von Teutſchland und halb Europa durchreiſet, um ein Mittel für ſeinen Schaden zu finden, ſich ſelbſt darüber in Schulden und tauſendfaches Gewirr geſtürzt, ganzer 30 Jahre über die bloß: Vorfrage geſtritten, ob? wo? und vor wem? ihm ſein Vetter Churfürſt zur Rede ſtehen ſolle?", Advocaten gefüttert und Folianten drucken laſſen, und zuletzt doch keinen ſeiner Anſprüche durchſetzen gekonnt.

Wenn man von dieſer Seite dieſen unglücklichen Fürſten nicht ohne Wehmuth betrachten darf und aufrichtig bemitleiden kann, ſo iſt anderer Seits nicht zu läugnen, daß aus allen Scenen ſeines Lebens, aus den ſeltſamen Bemühungen, womit er insbeſondere ſeine Erbfolgsanſprüche geltend zu machen geſucht, und aus den noch ſonderbarern Mitteln, durch welche er ſich aus ſeinen Schulden zu retten, und ein königliches Glück zu erringen vermeinte, —

den Charakter eines politischen Abenteurers und Träumers hervorleuchte, und daß man es als eine Wohlthat der Vorsehung ansehen müsse, daß er nur Pfalzgraf zu Veldenz gewesen. Die pfälzischen Geschichtschreiber nennen ihn Jngeniosum; dieses Lob, wenn es noch eines ist, kann man ihm nicht absprechen, er war ein deutscher St. Pierre, ein wahrer politischer Doctor, ohne dem, was er in Folio und Quart drucken ließ, hinterließ er vierzig Bände in Handschriften, wohin sich wohl manche glückliche Idee, manche frühreife Entdeckung verloren haben mag. Rühmlicher und ihm selbst vortheilhafter wäre es gewesen, hätte man ihn Judiciosum nennen können, allein da wars eben, wo es ihm überall fehlte, in Betreibung sowohl seiner eigenen, als in Einmengung in fremde Angelegenheiten, so verdarb er es mit allen, mit den Churfürsten, dem Reichsgerichte und dem Kaiser selbst, drohte mit spanischen Armeen zur Unterstützung seiner vermeintlichen Rechte und ward durch seine derbe Sprache, die er allenthalben schriftlich und mündlich führte, nur noch mehr geringfügig.

Als er sah, daß seine Erbfolgestreitigkeiten für ihn ungünstig enden müßten, öffneten ihm das nahe Frankreich und die in diesem Reiche wüthenden Religionsunruhen ein erwünschtes freyes Feld

zu neuen politischen Versuchen und Abenteuern. Er spann Unterhandlungen mit den mißvergnügten Reformirten in Languedok, Provence und Dauphiné an, der Prinz von Condé aber kam hinter diese Pläne, und vernichtete sie in ihrem Entstehen.

Nach Vereitlung dieser Vorhaben negocirte er mit dem Herzog von Anjou, Bruder König Heinrichs III., und schloß mit ihm eine Ligue et Accord ab, die an origineller Seltsamkeit und Gemenge von Hohem und Niedrigem, Verstand und Unsinn unter allen Urkunden dieses Jahrhunderts ihres gleichen schwerlich aufzuweisen hat. Welcher von diesen beyden Fürsten den andern zuerst inspirirt und am meisten elektrisirt habe, wäre schwer auszumitteln, so viel ist klar, daß der Franzose, wie allenthalben auch hier, der feinere, verschlagenere gewesen sey, und den guten teutschen Pfalzgrafen nur dazu gebrauchen wollte, um (sey es sprichwörtlich zu sagen erlaubt), der Katze die Schelle anzubinden. Denn er beredete den Pfalzgrafen, daß dieser sich bey Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Joyeuse selbst nach Frankreich begab, um in des Herzogs von Anjou Nahmen dem Könige Vorschläge zu thun, wie er die spanischen Niederlande erobern und der Krone Frankreich einverleiben könne, als auch dem Könige seine eigenen ökonomischen Projecte und mi-

litärische Erfindungen im Land- und Seekriege, dem Könige vorzulegen, zu gleicher Zeit seine Unterthanen zu erleichtern und gleichwohl seine Finanzen um ein beträchtliches zu verbessern.

Pfalzgraf Georg Hans kam an, und ließ sich beym Könige melden. Dieser verstand aber die ganze Erscheinung unrecht, er war über die getroffene Verbindung seines Bruders mit diesem teutschen Fürsten äußerst mißvergnügt, und besorgte wohl gar, daß Anschläge gegen seine Person und Krone darunter verborgen seyn dürften. Er ließ also dem Pfalzgrafen zu wissen machen, daß er jetzt mit den Vermählungsfeyerlichkeiten beschäftigt sey, und der Pfalzgraf in drey Wochen wieder kommen könne. Zugleich aber brachte man dem guten Fürsten bey, daß ihn der König wohl gar beym Kopfe nehmen lassen dürfte, daher man ihm rathe, in größter Eile seinen Rückzug wieder nach Teutschland zu nehmen, was er auch augenblicklich befolgte.

Er konnte aber, weder den ihm widerfahrnen Schimpf und Unhöflichkeit verschmerzen, noch wollte er seine schönen und einträglichen Projecte umsonst entworfen haben, er erließ also von Lützelstein, seinem Wohnorte aus, unter dem 11. November 1581 an den König von Frankreich zwey Schreiben. Das erste sollte eine Entschuldigung seyn, warum er

nach dem vom Könige ihm gesetzten Termine von drey Wochen gleichwohl nicht wieder erscheine. Er sagt darin: „Er habe mit vielen Potentaten zu thun gehabt, und sey immer von ihnen höflich empfangen und standesmäßig behandelt worden, und habe sich um so weniger eines so schlechten Empfanges in Frankreich gewärtiget, da er, der König, bey seiner Reise nach Pohlen überall in Teutschland und namentlich von dem Pfälzischen Hofe mit aller Ehre und Höflichkeit empfangen und frey gehalten worden. Er habe hingegen bey dem Könige nicht einmahl zur Audienz gelangen können, er habe ihn in den Vorgemächern erwartet, er sey ihm aber aus dem Wege gegangen, und als ihn der Pfalzgraf doch einmahl angesprochen, habe er ihm kalt und grob begegnet.

Das zweyte Schreiben von ebendemselben Tage ist noch merkwürdiger, es sagt dem Könige gerade vor die Stirne, in welcher schlechten Reputation Ihre Majestät sowohl bey ihren eigenen Unterthanen als in ganz Teutschland stehe. Seiner Seltenheit und Eigenthümlichkeit wegen, möge es ganz (nur mit veränderter Ortographie) hier stehen.

Sire!

„Nous pouvons jurer devant Dieu et les hommes, que passant par la France, nous n'avons ouï

ni des Ecclésiastiques, ni de la Noblesse, ni des sujets aux villes et villages, ni de la Gensd'armerie et Infanterie, *dire que mal de Vous.* Ainsi, que Nous voyons que le moindre Prince étranger, qui se jettera dans Votre royaume, pour la malveillance, que Vos sujets portent, *Vous pourroit mettre en toute misère.* Nous avons ouï tant de gemissemens du pauvre peuple, des impôts et exactions, qu'il faut nécessairement, que Dieu leur envoye rémède."

„Le bruit, que Vous avez en Allemagne et autre-part est le même, et je suis content, que si Votre Majesté ne veut croire cela, qu'elle envoye un homme, deux, trois ou quatre inconnus, ils Vous rapporteront les mêmes nouvelles "

„Voyant donc la misère d'un si jeune Prince et d'un royaume si florissant, j'ai eu compassion de tout mon coeur des deux parties et partant ai résolu de faire comme un Chrétien, qui aime la Chrêtienté, de Vous advertir et admoniter de ce bruit et *maûvaise renommée*, sachant que cette vie n'est pas éternelle et que nous avons encore un Supérieur, qui est Dieu, au quel jugement il faut venir. Les Ethniques ont eu cette vertu, qu'ils ont dit:

Omnia si perdas famam servare memento,
Qua semel amissa postea nullus eris.

Les grands Rois devroient toujours avoir auprès d'eux des amis et conseillers, qui ne permettent à leurs maîtres, de se mettre en mépris, mais de déconseiller cela franchement et librement et c'est aussi le devoir d'un bon Prince de prendre à gré les bons avertissemens et quiconque aime son Maître il doit aussi aimer son honneur. Pourtant que combien devant le monde notre écrit et admonitiou n'est pas reçu d'un homme aimable et courtisau: toutes fois si Dieu Vous donne l'ouverture de Vous reconnoitre en nos fautes, alors Vous connoitrez, quels bons offices Nous Vous avons faits, de chercher Votre salut et honneur, avec hazard de perdre Votro bonne grâce et les moyens que je prétends de recevoir ce que Nous est dû. Afin que V. M. voie avec quel zèle et bonne volonté Nous cherchons Votre profit, honneur et grandeur, Nous voudrions, qu'il plût à Dieu, que Nous ne réçussions jamais dénier ni des dettes, qu'on m'est dû, ni de ce que Nous prétendons, et que V. M. vouut suivre bon conseil et soulager son pauvre peuple.

„Nous ajoutons aussi un exemple, que voyant le désordre, que notre beaufrère le Roi de Suède faisoit, Nous l'avions admoneté deux ans devant

sa prison de toutes les fautes qu'il commettoit envers son peuple, lui ne voulant pas prendre l'admonition de suivre le conseil, tomba en même inconveniant, que Nous l'avions prémonété: après en sa prison il le bien reconnu et plusieurs fois répeté: Oh! si j'eusse reçu le bon conseil de mon beaufrère, je ne fusse pas là, où je suis maintenant et qu'il connoissoit à cette heure quelle différence qu'il y avoit entre les serviteurs et amis, qui ne faisoient qu' approuver les volontés de leurs Maîtres, fussent bonnes ou mauvaises, et entre ceux-là, qui avec une ferveur disconseilloient les mauvaises entreprises de leurs Maîtres.

Voici, Sire, comme Nous Vous admonétons et prions bien humblement pour l'honneur et la gloire de Dieu, *de prendre ce conseil à coeur et prendre garde à Votre salut et honneur et au bien et soulagement de Votre Royaume.* Et voulant faire cela Nous Vous assisterons, avec bon conseil et touts moyens, qui dépendent de Nous et des Nôtres et de nos Amis, *Vous assurant, si Vous voulez suivre conseil, de Vous mettre hors de tous vos dangers et en un repos saint et honorable.*

Prerons Dieu Tout-puissant *d'avoir pitié de Vous, de Votre Royaume et des affligés et foulés et Vous inspirer de son saint esprit,* dont faites

état d'en porter l'ordre, pour effectuer les effets et vertus du saint Esprit Me racommendant bien humblemet à Vos bonnes graces, je Vous assûre, que ce que Vous écris vient d'un bon zéle et affection. Donné en notre ville de Lutzelstein le 11. Nov. l'an 1581."

Der Pfalzgraf muß von der Empfindlichkeit des französischen Königs sehr schwache, von seiner Geduld aber die größten Begriffe gehabt haben, denn dieser herben und derben Bußpredigt ungeachtet überschickte er dem Könige dennoch seine ökonomischen und militärischen Projecte. Von den erstern versicherte er, daß seine Erfindung der Schlüssel einer musterhaften Staatswirthschaft, zugleich aber auch der größten Tyranney sey und er daher, vor allen Dingen, vom Könige die Gewißheit haben müsse, daß er dieselbe nicht zur Bedrückung seiner Unterthanen mißbrauchen wolle. Zur zweyten Bedingung machte er, daß die ganze Erfindung nur durch des Pfalzgrafen eigene Leute, zur Verhütung alles Mißbrauchs und Betrugs ausgeführt werden sollte. Drittens sollte ihm, vermöge eines vom königlichen geheimen Conseil und dem Parlament feyerlichst zu bestätigenden Accords der zehnte Theil des durch diese Erfindungen sich ergebenden Gewinnes zugesichert werden.

Waren diese Finanzprojecte wunderbar, so sind es die militärischen in einem besondern Memoire benannten Erfindungen nicht minder. Ihrer sind eilf:

1) Ein mit eisernen Reifen umwundener, ledener Ballon, mit 20,000 Pfund Pulver in 220 Tonnen, um die größte Stadt damit zu zerstören. Der Ballon soll 1000 Fuß weit und viermahl so hoch als ein Wall geworfen werden können.

2) Ein Instrument, um 4000 Centner mittelst zehn Personen in die Höhe zu heben, um den Ballon in Bewegung zu bringen, auch in Ermangelung des Wassers als Mühle zu dienen.

3) Ein Feuerwerk, wodurch 10, 20 bis 30,000 vergiftete Granaten, einer Faust dick, mit einem Mahl in eine belagerte Stadt geworfen werden könnten.

4) Ein Mittel, einen noch so breiten und tiefen, trockenen und nassen Graben in Zeit von einer Viertelstunde auszufüllen, ohne daß die Faschinen angezündet werden könnten.

5) Eine Erfindung, binnen 24 Stunden eine Brücke über einen 1000 Fuß breiten Fluß mit frisch gehauenem Holz zu schlagen.

6) Ein Mittel, Festungsgräben schnell mit Wasser anzufüllen, oder dasselbe abzuziehen.

7) Mittelst gewisser Haken 1000 Mann eine Mauer oder Wall von 150 Schuh Höhe in größter Schnelligkeit ersteigen zu machen.

8) Ein Wagen, bey welchem die Pferde zwischen den Rädern angespannt werden, und welcher doch eben so geschwind als ein anderer umgedreht werden könnte, so daß auf jedem solchen mit 12 Pferden bespannten Wagen 20—24 Arkebusierer gesetzt und mit 10 solcher Wagen ein ganzes Regiment bestritten werden könnte.

9) Hundert solcher Wägen, um eine ganze Armee zu bedecken, so daß auf 3000 Schritte keine Cavallerie sich nähern könne.

10) Ein Mittel, die Infanterie so zu bewaffnen, daß 1000 Mann zu Fuß, 1000 Reitern Widerstand thun könnten.

11) Eine künstliche Eintheilung des Zirkels, um 4, 5 bis 6000 Räder machen zu können.

Unglücklicher Weise ließ ihm der König von Frankreich antworten, daß er weder seiner Rathschläge noch seiner Erfindungen im geringsten bedürfe.

Bey seinen politischen Curen und Erfindungen ließ es der Herzog noch nicht bewenden, er suchte auch noch das, was schwerer ist als Goldmachen, eine Vereinigung der Religionsparteyen zu Stande zu bringen, und legte dazu selbst

Hand an, in einer Schrift, die er in teutscher Sprache schrieb, und sie dann selbst ins Französische übersetzte, wo sie so heißt:

Moyen de la paix pour l'Eglise et toute Police chrétienne et civile, pour enlever tous les dangers et rammener chacun à vraye foy chrétienne, vie et obéissance ecclésiastique et politique. Vu, qu'en ces jours derniers chacun veut avoir le droit et que nul ne peut contre la vérité: à fin d'y bien adviser: car Dieu juste jugera justement et en bref. MDLXXXIII. in 4to. 4 Bogen.

An der Rückseite des Titelblattes ist ein von dem Herzog selbst verfertigtes Avertissement de l'Imprimeur, worin es heißt: Et vu que cette impression vient d'Allemagne Vous prions à tout entendre à la meilleure part et ne vous tant amuser aux fautes, si aucune y étoit, qu' à bien remarquer l'intention sincère et trés nécessaire de l'auteur, la substance et utilité, comme votre propre trés-urgent profit, salut, secours, répos et paix, tant au corps, qu' à l'ame, le quel par *ce Prince tant illustre, sage, chrétien et pacifique* vous est consacré et de par nous humblement et de bon coeur, avec toute due obéissance à notre meilleur possible imprimé; ne vous est envoyé et dédié pour en

tirer honneur et profit temporel, mais tant seulement afin de vous faire paroitre le zéle chretien, au quel en cas de nécessité sommes tous obligés.

Der Herzog schickte diese Schrift auch an den König Heinrich IV. von Frankreich, mit der Vorstellung, daß wenn man nicht bald Vorkehrungen treffen würde, alle seine Unterthanen Atheisten werden würden. (Vergl. Moser Patr. Arch. XII. 1–172.)

*
* *

Düpont de Nemours, ein in der französischen Revolutionsgeschichte nicht unbekannter Nahme, welcher bereits früher eine interessante Schrift über die Ameisen, ihre Kenntnisse, Künste und Ökonomie herausgab, hat im Jahr 1803 seine Entdeckungen über die Sprache vieler Thiere bekannt gemacht. Nach langen Beobachtungen und einem anhaltenden Studium ist er so weit gekommen, 11 Worte der Sprache der Tauben, 17 von der der Hühner, 33 von der Sprache der Hunde, 14 von der Sprache der Katzen, 22 von der der Ochsen und Kühe kennen zu lernen. Die Sprache der Raben glaubte er ganz zu kennen, und wollte ein Wörterbuch derselben herausgeben. (Pol. Journ. 1803 p. 651.)

*
* *

Die Schmeichel- und Liebkosungs- oder Traulichkeitswörtchen, deren sich sinnliche und zärtliche Liebe bey Unverehlichten sowohl als treue Liebe und Freundschaft der Gatten gegen einander und gegen ihre Kinder, oft auch nur als Gewohnheit und Scherz bedient, verdienten wohl aus mehrern Sprachen, und der teutschen insbesondere, gesammelt zu werden. Bey den Griechen und Römern wären die Komiker Aristophanes, Plautus und Terenz, dann vorzüglich die erotischen Dichter und Prosaisten Tibull, Katull, Properz, Aristänetus, auch Lucian (in seinen Dial. meretriciis) u. a. die Hautquellen. Mein Äntchen, mein Täubchen (Aristoph. Plut. V. 1012 νιταριον και βατιον υπεκοριζετο), mein Püppchen, mein Hühnchen, mein Herzchen, mein Liebchen, mein Leben, mein Auge, mein Augapfel u. s. w. sind Phrasen der Verliebten, bey Griechen und Römern, die auch größten Theils in andern Sprachen vorkommen. — Mein Engel, mein Engelchen konnte natürlich nur christlichen Völkern und Zeiten angehören, und sind wie, der Schatz und liebes Kind u. s. w. überall einheimisch. Sonderbar sind folgende Liebkosungswörter im Dänischen: (S. Cramer: Klopstock Er und über ihn. Thl. V. S. 267 Not.) Min

putte, lille Grüs, lille Hönselaar, mein Hühnchen, mein Ferkelchen, meine kleine Hühnerkeule. Eben dort wird auch erzählt: Einer der ersten damahls lebenden Schriftsteller Frankreichs kosete in Cramers Gegenwart mit diesen Worten seine Frau: Mimichon, chapateau, raticat, petite Reine de France, Mitzchen, Kätzchen, Rätzchen, kleine Königinn von Frankreich.

* * *

Der hinlänglich bekannte Fürst Potemkin hatte nach dem Berichte mehrerer Personen, die nahe um ihn waren, mehrere Millionen russischer Cassenscheine eingekapselt Die Kapseln sahen aus wie Bücherbände, und standen in Repositorien. Dieses pflegte et sehr fürstlich seine Privatbibliothek zu nennen, und fand nicht wenig Vergnügen daran, zuweilen ein Stündchen darin zu studieren und sie zu mustern. (Zwey Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland. Zürich 1799. S. 80.)

* * *

Teutscher Fürstenbund zur Abstellung der Gotteslästerung, des Volltrinkens und bessern Wirthschaft bey

fürstlichen Zusammenkünften vom Jahre 1524. — Auf dem in diesem Jahr zu Nürnberg gehaltenen Reichstage waren auch die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und einige Pfalzgrafen nebst dem Churfürsten Ludwig erschienen, und durch die feine Einleitung des staatsklugen und ränkevollen baierischen Raths Dr. Eck, ward es dahin gebracht, daß bey vollen Gläsern der Friede zwischen beyden Häusern wieder hergestellt wurde. Ein Freudenfest folgte auf das andere, und um die neue Freundschaft nicht erkalten zu lassen, ward unter ihnen abgeredet, daß sie alle Jahre einmahl zusammenkommen, und sich als gute Freunde mit einander lustig machen wollten. Das erste Los traf Churfürsten Ludwig von der Pfalz, welcher nach geendigtem Reichstage sogleich nach Heidelberg zurückeilte, um zu dem verabredeten Armbrustschießen die nöthigen Anstalten zu veranlassen. Zwanzig Fürsten, viele Grafen und Herren und eine zahllose Menge von Bürgern aus den umliegenden Städten fanden sich allda ein. Um aber jeden Verdacht zu vermeiden, der aus der Zusammenkunft so vieler geistlicher und weltlicher Fürsten, die man gerade nicht um des Scheibenschießens willen versammelt zu seyn glauben würde, entstehen konnte, ward unter ih-

nen nachfolgende Vereinigung gegen die damahls vorherrschenden Laster der Zeit und an den Höfen eingerissene Mißbräuche errichtet:

„Von Gottes Gnaden Wir Reichhardt, Erzbischof zu Trier rc. Ludwig Pfalzgraft beym Rhein rc., Conrad, Bischof zu Würzburg rc. u. s. w. (noch 12 andere Bischöfe, Pfalz- und Landgrafen.)

Bekennen offentlich und thun kund aller menniglich mit diesem offnen Brieff, nachdem wir alle itzunden in eigener Person auf der Fröhlichkeit eines Gesellenschießens der Armbrust bey einander zu Heidelberg gewesen, bey uns bedacht und erfunden, daß aus Gotteslästerung und bishero gebrauchten Zutrinken vielerley Bosheit, Unrath und verderblicher Unwille in ganzer teutscher Nation erwachsen, darum uns, dem Allmächtigen zu Lob und zu Vurkommung fernern Unraths mit einander einhellig beschlossen und bey unserem fürstlichem Worte einander zugesagt und versprochen und thun das in und mit Kraft dieses Briefes: daß unser jegliche Churfürste oder Fürste, geistlich oder weltlich nun hinfüro für unsere eigene Person der Götteslästerung und Zutrinkens ganz oder halbes uns enthalten und müßigen, auch allen unsern Ober- und Unter-Amt-Leuten, Hofgesinde und Dienern, Unterthanen und Verwand-

ten bey einer nahmlichen Strafe ernstlich gebiethen, und welche unsrer Leute solches zu halten Beschwerung trügen, das überfahren und nicht halten wollten, dieselbigen soll Unser jeglicher zu Stunden mit Ausrichtung seines Lohnes beurlauben, an seinem Amte oder Hofe zu bleiben, auch nicht mehr gestatten.

Wäre es aber, daß unserer vorgemeldten Churfürsten und Fürsten einer oder mehrere in die Niederlande, in Sachsen, Mark, Pommern, Mecklenburg oder dergleichen Zuzutrinken die Gewohnheit und über fleißige Weigerung des Zutrinkens nicht geübrigt seyn möchte, sollen dieselbe solche Zeit mit ihrem Hofgesinde und Dienern ungefähret und mit dieser Ordnung nicht gebunden seyn."

Die übrigen Puncte betreffen die Art, wie es hinfüro gehalten werden sollte, wenn die Fürsten unter einander selbst oder durch ihre Bothschaften und Räthe an eines andern Hof oder Flecken zusammenkommen würden. In solchen Fällen soll: „niemand von uns dem andern mehr zu geben schuldig seyn, denn Futter und Mahl, auch kein Churfürst oder Fürst im gesellischen und freundlichen Zusammenkommen dem andern über acht Essen zu einer Mahlzeit nicht geben, es wäre dann auf einer Hochzeit oder dergleichen, in dem weiß sich ein jeg-

licher selbst der Gebühr zu halten, deßgleichen soll man keinem Trompeter, Bothen, Schalksnarren, Sängerinn und dergleichen Spielleuten, hinfüro weder Schildgeld oder anders zu geben, sondern abweisen, auch sollen die Churfürsten und Fürsten, die Frauenzimmer haben, nicht mehr, wie bishero geschehen, so fremde Fürsten kommen, Ring ausgeben, und ein jeglicher Churfürst und Fürst seine Trompeter, Bothen und Schalksnarren selbst mit Besoldung halten."

Dieser Bund befindet sich in dem seltenen Buche: Herers hist. Reisebeschr. S. 9; wie schlecht er aber gehalten worden, davon schreibt der pfälzische Rath, Hubertus Thomas, (Vita Frider. II. Palatini p. 91): Sancta profecto constitutio, *quae quamdiu observata fuerit, pudet pigetque dicere.* Radices egit apud Germanos hoc vitium et pravus mos bibendi usque adeo alte, ut vix unquam exstirpari poterit: imo invaluit in tantum, ut modo non vitio sed honori attribuatur, si quis egregie biberit et qui non fecerit, conviviis exibilatur et irridetur, ut olim apud Milesios, qui frugi esse volebat.

*

* *

Der Kanzler von Ludewig berichtet (in seinen Erläuterungen der goldenen Bulle II. 1450)

daß der König von Preußen Friedrich I. 1709 Willens gewesen sey, zu Berlin eine Fürstenschule anzulegen, und derselben so viele Einkünfte auszusetzen, das 14 Reichsfürsten darin unterrichtet, verpflegt und erzogen werden könnten. Leider unterblieb die Ausführung dieser gemeinnützigen Idee, deren Ersprießlichkeit für Teutschlands Wohl und Eintracht sich gewiß als äußerst wohlthätig gezeigt haben würde.

Gewiß ging von derselben Ansicht die Verordnung des vormahligen französischen kaiserlichen Familiengesetzes vom Jahre 1806 aus, vermöge welcher (Titel III. Art. 26—29) alle Prinzen, in der Erbordnung geboren, von ihrem siebenten bis zum sechzehnten Jahre mit einander von denselben Erziehern und Beamten, entweder in des Kaisers Pallaste selbst oder in einem andern Pallaste, in einem Umkreise von zehn Myriametern (20 Lieues) von seiner gewöhnlichen Residenz erzogen werden sollten. Wenn ein Prinz von der Erbordnung einen fremden Thron bestiegen hatte, so mußte er nach diesem Gesetze, seine Söhne, sobald sie das siebente Jahr erreicht hatten, in das besagte Haus schicken, um sie daselbst erziehen zu lassen.

In den südlichen Provinzen von China ist der gewöhnliche Gruß des Volks: Cha-Jan, d. i. Hast du deinen Reiß gegessen? weil ihre größte Glückseligkeit im Reißessen besteht. (Makartny.) Wenn sich des Morgens zwey Holländer begegnen, so wünschen sie sich gewöhnlich: smaakeleykeeten, d. i. guten Appetit. Wenn zwey Einwohner in Cairo einander begegnen, ist ihre erste Frage: Wie schwitzen Sie? weil das Nichtschwitzen dort ein unfehlbares Zeichen eines schleichenden Fiebers ist. Die Erkundigungen nach der Gesundheit richten sich nach dem Charakter der Nationen. Der Spanier und Italiener fragen: Wie steht's? (Come esta, come sta?) der Franzose: Wie tragen Sie sich? (Comment vous portez vous?) der Teutsche: Wie befinden Sie sich? der Engländer: Was machen Sie? (How do you do?) der Holländer: Wie fahren Sie? (how vaart uwe?)

*
* *

Cardinal Richelieu und der Vatican. — Das Valtelin war zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bey Spaniens und Frankreichs gespannten Verhältnissen für beyde Mächte von äußerster Wichtigkeit. Es unterhielt nämlich die

Passage zwischen Teutschland und Italien, und gab in vielen Fällen einen politisch=strategischen Stützpunct ab. Beyde Mächte suchten also Einfluß auf dieses Ländchen zu haben und stritten sich besonders sehr heftig um das Besatzungsrecht der dortigen Bergforts. Endlich ward die Sache dahin geschlichtet, daß Spanien diese Forts dem Papste übergab, der sie nun von seinen Truppen besetzen ließ; Verfügungen womit Frankreich auch vorläufig zufrieden schien. Als jedoch Gregor XV. im Jahre 1624 gestorben war, drang Frankreich auf die gänzliche Räumung und Unabhängigkeit des Valtelins, die aber natürlich von dem neuen Papste Urban VIII. verweigert ward. Hierauf ließ Cardinal Richelieu unter dem Commando des Marquis von Conuvors sogleich Truppen einrücken (December 1624), wo denn die französische Besitzergreifung ohne Schwierigkeit vor sich ging.

Die päpstlichen Truppen hatten durchaus keinen Widerstand geleistet, der Papst war aber über diese Verletzung seines Ansehens darum nicht weniger aufgebracht. Er ließ daher dem Cardinal durch den Nuntius Corsini die dringendsten Vorstellungen machen, ward aber mit leeren Entschuldigungen abgespeist. Mit dem Papste vereinigte sich der spanische Hof, und fügte sogar Drohungen hinzu. —

Comme auteur d'une guerre déplorable — sagte der spanische Gesandte zu dem Cardinal — vous laisserez le souvenir d'un *cardinal d'enfer!* — Ich bin Priester, — antwortete Richelieu — Cardinal, und guter Katholik, in Frankreich geboren, wo es keine Ungläubigen gibt. Allein ich bin auch Minister des Königs von Frankreich, und als solcher kann und darf ich keinen andern Zweck haben, als seine Größe; keineswegs aber die des Königs von Spanien, dessen Streben nach der Alleinherrschaft bekannt genug ist. Ich will Ihnen dieses ganz unverhohlen sagen, weil keine Zeit mehr zum Verstellen bleibt. — Quant à ce qui est de la réligion — setzte er bitter hinzu — vous faites profession en Espagne d'écrire sur des cas de conscience, mais en France nous en pratiquons les décisions.

Urban VIII. schickte noch einen außerordentlichen Gesandten, den Grafen von Neri nach Paris, der seine Klagen Ludwig XIII. persönlich vortrug, allein von diesem unter Richelieu's Vormundschaft stehenden Monarchen nur ausweichende Antworten erhielt. Es kam daher in einer Conferenz, die er am selben Tage mit dem Cardinal hatte, zu einer ziemlich lebhaften Erklärung über diese Angelegenheit. Der Nuntius Corsini führte nämlich den Grafen Neri ein, und bediente sich dabey der Aus-

drücke „Beleidigung und Genugthuung.“ Der Cardinal faßte das auf und sagte endlich spottend zum Nuntius: „Vous faites depuis quelques semaines le courroucé, Mr. le Nonce, vous qui d'ordinaire êtes mon ami; et peut-être songez-vous à m'excommunier? Vous vous êtes montré, et vous continuez de paraître plus exigeant que ceux qui gouvernent à Rome, que le Pape et le Cardinal Barberini. Sa Sainteté sera en conséquence priée de vous rappeler promptement. — Der Nuntius antwortete mit gleicher Bitterkeit, und drohte endlich in bestimmten Ausdrücken mit der Excommunication. Hierbey fing der Cardinal laut zu lachen an: Je sais — sagte er, que le Pape ne songe point à cela et je ne le croirais pas, quand même je le verrais! — Es wurde hierauf noch lange negocirt, ohne daß jedoch der Cardinal in der Hauptsache das Mindeste nachgab. (Mém. de Richelieu.)

* * *

Der unglückliche Ausgang der letzten englischen Gesandtschaft nach China, welche bekanntlich dadurch scheiterte, daß Lord Amherst die erniedrigende Ceremonie des Koo-tu verweigern zu müssen glaubte, erinnert an ähnliche Ceremoniell- und Rangstreitigkeiten, von denen die diplomatische Geschichte

voll ist. Die Franzosen vorzüglich waren hierin Meister, und mehr als ein Friedens-Congreß, mehr als eine Ambassade, ward vereitelt oder wenigstens in eine verderbliche Länge gezogen, durch ihren Kleinigkeitsgeist, der auf die mindeste Förmlichkeit den höchsten politischen Werth zu setzen gewohnt war. Keiner aber trieb es ärger, und noch dazu mit offenbarem Unrechte auf seiner Seite, als der französische Gesandte an der Pforte, Charles de Ferriol, Marquis von Argentel. Er war im December 1699 in Constantinopel angekommen und sollte am 5. Jänner 1700 seine Antritts-Audienz haben. Er begab sich daher an diesem Tage mit einem Gefolge von ungefähr vierzig Personen in das Serail, und erhielt für sich und seine Begleiter die gewöhnlichen Ehren-Kaftans. Eben sollte er nun auch wirklich in den Audienzsaal geführt werden, als der Chiarup-Bachi, der den Ceremonien-Meister machte, gewahr wurde, daß der Marquis einen Degen trug. Da dieses wider die türkische Etikette war, so wurde der Marquis davon benachrichtigt, und um Beseitigung dieses Hindernisses gebethen. Er antwortete aber mit vieler Lebhaftigkeit, wie er den Grund davon nicht einsehe, sein Vorgänger habe sich seinen Berichten zu Folge ja auch nicht in diese Sitte gefügt. Neue Vorstellun-

gen von Seiten der Türken, wobey der erste Dragoman der Pforte, Mauro-Cordato, als Unterhändler gebraucht ward. Der Großvezier schickte sogar sechs der ersten und ältesten Officiere zu dem Marquis, um das Alter dieser Sitte zu bekräftigen, dem falschen Berichte des vorigen Gesandten aufs förmlichste zu widersprechen und den Marquis besonders durch den Umstand zu beruhigen, daß selbst der Großvezier und Janitscharen-Aga dieser Etikette unterworfen seyen. Der Gesandte beharrte indessen bey seinem Eigensinne; er würde den Degen gewiß nicht lebendig abgeben, setzte er hinzu.

Der Großvezier verlor die Geduld nicht; er ließ dem Gesandten einen neuen Vorschlag thun. Der Großsultan sollte selbst an den König schreiben, um den Gesandten deßhalb zu entschuldigen. Man wolle ihm überdem einen förmlichen Revers ausstellen, daß nie in irgend einem Falle hievon eine Ausnahme gemacht werden solle, u. dgl. mehr. Der erste Dragoman bath dabey den Marquis flehentlich, sich doch mit seinem Gesandtschaftspersonale zu berathen; allein der Marquis lehnte es mit Stolz ab. Er sey hier der einzige, der befehlen und rathen könne, doch wolle er dem Divan seine Gründe mündlich vorlegen; was jedoch nicht angenommen ward. Der Dragoman machte ihn auf die möglichen

olgen aufmerksam: es könne ein Unglück entstehen. — Desto schlimmer für den schwächern Theil! — erwiederte der Marquis. Aber ich würde meinen Monarchen entehren, wenn ich den Degen abgäbe.

Als die türkischen Staatsbeamten sahen, daß Alles vergebens war, so stellten sie sich, als willigten sie endlich ein. Der Ceremonienmeister ersuchte also den Marquis zur Audienz zu kommen, ließ aber nur sieben Herren von seinem Gefolge mit ihm gehen. Zwey Capigi's nahmen ihn dabey, wie gewöhnlich unter den Arm, und führten ihn auf die Thüre des Audienz-Saales zu. In demselben Augenblicke aber suchte ihm ein dritter Capigi den Degen zu entreißen, benahm sich aber sehr ungeschickt dabey. Der Marquis stieß ihn zurück, riß sich von seinen beyden Führern los, legte die Hand an das Degengefäß, und fragte mit vieler Hitze: Bin ich unter Feinden? Ist dieß die Art, mit der man einem französischen Gesandten begegnet? — Bey diesem Lärmen kam der Oberste der weißen Verschnittenen aus dem Audienz-Saale heraus, und fragte den Gesandten, ob er die Audienz haben und zugleich den Degen ablegen wollte? Der Gesandte verneinte das Letztere mit Heftigkeit, zog seinen Kaftan aus, warf ihn verächtlich auf den Boden, befahl seinem Gefolge dasselbe zu thun, ließ die für

den Großsultan bestimmten Geschenke zurücktragen, und begab sich ebenfalls wieder in sein Hotel. Wie die Sache zuletzt ausgegangen seyn mag, ist ungewiß. Es scheint jedoch, daß man einen Mittelweg gefunden haben muß, denn wir finden den Marquis noch im Jahre 1703 auf seinem Posten, wo er sich bey einer andern Gelegenheit mit gleicher Insolenz benahm.

Um nähmlich die Geburt des Herzogs von Bretagne, ersten Sohnes des Herzogs von Bourgogne zu feyern, hatte er ein großes Fest veranstaltet, welches er mit einer prächtigen Illumination seines Hotels beschloß. War es nun aus Haß gegen den Marquis, oder war es aus Besorgniß einer Feuersbrunst, genug, der Großvezier ließ ihm durch einen Capigi sagen, die Lampen unverzüglich auszulöschen. Der Marquis erwiederte, daß er den Geburtstag eines Prinzen feyre, der als muthmaßlicher Thronerbe zu betrachten sey; daß er nur Befehle von seinem Monarchen annähme, und daß er sich über die Anmaßung des Großveziers nicht genug wundern könne. Der Großvezier schickte hierauf noch einmahl zu ihm, und ließ ihm die Gefahr vorstellen, die wegen der vielen hölzernen Häuser bey dieser Illumination zu befürchten wäre, erhielt aber dieselbe Antwort, wie das erste Mahl. Er ordnete demnach den Capigi-Bachi

mit einem Commando ab, um diesen Befehl zum dritten Mahle zu wiederhohlen, und nöthigen Falls Gewalt zu brauchen, damit vor Mitternacht noch alles ausgelöscht sey.

Der Capigi-Bachi kam an, und richtete seinen Auftrag zwar pünctlich, jedoch mit vieler Höflichkeit aus. Sein Commando hatte sich dabey um ihn herum postirt. — Seyd mir willkommen Freunde! — sagte der Marquis mit Hülfe eines Dollmetschers zu den Capigi's — ihr sollt Theil an unserer Freude nehmen. Ich will euch überall selbst herumführen, und ihr sollt sehen, daß nicht das Mindeste zu befürchten ist. Ein steinernes Gebäude kann bey einer bloßen Illumination unmöglich Feuer fangen, und hölzerne sind in meiner ganzen Nachbarschaft nicht. — Während dieser höflichen Anrede gab er aber zu gleicher Zeit Befehl, alle Thore des Pallastes zu verschließen, und ließ alle seine Leute und anwesenden Franzosen, fünfhundert zusammen, mit Waffen versehen. — Es wird euch gefallen! — sagte er spöttisch zu den verwunderten Capigi's, wartet nur noch einen Augenblick. — Hierauf wandte er sich zu den anwesenden fremden Ambassadeurs, und ersuchte sie nach Hause zu fahren. Er habe hier einen Streit zu schlichten, der ihn persönlich angehe, es würde ihm leid thun sie darin verwickelt zu sehen. Kaum

hatten sie sich nach seinen Wünschen gefügt, so ließ er sein kleines Corps in Reih' und Glied aufmarschiren, und mehrere Evolutionen machen, wobey tüchtig gefeuert ward.

Vergebens verlangte der Capigi-Bachi mit seinem Commando fortzugehen. Er mußte bleiben und seines Sträubens ungeachtet eine Menge Erfrischungen annehmen, die ihm der Marquis vorsetzen ließ. Der Ball dauerte dabey sehr lebhaft fort, und jedermann lachte über diesen lustigen Streich. Nur erst nach Aufgang der Sonne ließ der Marquis den armen Türken die Saalthüre öffnen, und bath sie dem Großvezier zu sagen, das alles ohne Gefahr abgelaufen sey. Ein Glück für den Marquis, daß der Großvezier ein Mann war, der es nicht gern zum äußersten kommen ließ, denn unstreitig war das Unrecht auf der Seite des französischen Gesandten.

* * *

Der Prinz von Rohan zu Wien, und der Graf von Mercy zu Paris. — Der Prinz von Rohan kam im Jahre 1771 als französischer Gesandter nach Wien, und richtete sein Hauptaugenmerk auf die Geheimnisse des österreichischen Cabinets. Zu diesem Ende wußte er einen Secretair der Staatskanzley zu bestechen, und

erhielt durch ihn die geheimsten Papiere, besonders in Betreff der Verhältnisse Joseph II. zu Friedrich II. Da sich jedoch dieser Secretair bald nachher, sey es aus Furcht, oder aus sonst einer Ursache in der Donau ersäufte, so suchte sich der Prinz einen andern Canal. Auf diesem Wege wurde er besonders mit den geheimen Vorfällen und Verhältnissen des innern Hofes vertraut; auf demselben Wege erhielt er alle Rescripte und Militairordres, so wie einen Theil der Correspondenz des Kaisers selbst.

Mit noch weit glücklicherem Erfolg kam der österreichische Gesandte Graf von Mercy zu Paris in derselben Zeit hinter alle Geheimnisse des französischen Cabinets. Dieser hatte einen Vertrauten am Hofe, der ihm von allen ankommenden Depeschen, von den Bewegungen, welche dieselben hervorbrachten, von den darüber entstandenen Debatten u. s. w. die schnellsten und umständlichsten Nachrichten gab. Zu gleicher Zeit entdeckte er die geheimen Operationen des Prinzen von Rohan zu Wien, und theilte hierüber die umständlichsten Details seinem Hofe mit. Man fing nun an den Prinzen Rohan mit allerhand erdichteten Nachrichten, Depeschen u. s. w. zu täuschen, ohne daß sein Vertrauter das Mindeste inne ward. Zu gleicher Zeit verschaffte

man sich den Schlüssel zu des Prinzen eigenen Chiffren, so daß man seine ganze Correspondenzen nach Paris, Constantinopel, Petersburg, Stockholm u. s. w. zu entziffern im Stande war. Ja der Graf von Mercy war so thätig, daß er sogar die allgemeine Depeschen-Chiffre in seine Hände bekam. Auf diese Art konnte das österreichische Cabinet die ganze Correspondenz verfolgen, welche der Herzog von Aiguillon, Minister der auswärtigen Angelegenheiheiten, mit den französischen Gesandten in ganz Europa unterhielt. (Europ. Annalen. 1811. IV.)

Sehr unnütz, sagt ein französischer Schriftsteller bey dieser Gelegenheit, sind die Declamationen gegen die Regierungs-Spione. Wie könnten ohne sie die Chefs der Nationen und ihre Ministerien für die öffentliche Sicherheit wachen? Ein Familienvater muß alles wissen, was in seinem Hause vorgeht, und was außerhalb auf dasselbe Bezug hat, und er kann nur durch Kundschafter seine Pflicht erfüllen. Er wird sehr wohl thun, an den Thüren derjenigen zu horchen, die sich über seine Familie besprechen, die Domestiken auszufragen und diejenigen fortzuschicken, die ihm nicht Alles berichten. In allen soliden Regierungs-Verfassungen müsse daher das Kundschafter-System mit Sorgfalt betrieben werden. Jenes, welches der Cardinal Riche-

lieu befolgte, war so sonderbar, als sinnreich und thätig. Man liest in den Denkwürdigkeiten des Grafen von Rochefort, daß dieser Rochefort in seiner Jugend als Page des Cardinals von ihm nach Brüssel geschickt wurde, wo er sich, um eine gewisse Verfahrungsweise zu erforschen, auf Befehl des Cardinals, ein ganzes Jahr als Frater conversus in einem Kloster aufhielt. — Ein andres Mahl hielt sich dieser Page, um auszuspüren, was in einem bestimmten Hause vorging, als Bettler verkleidet, drey Tage in offener Straße auf einem Misthaufen auf. — So wurde dieser berühmte Cardinal bedient, der eben so sehr Liebe als Furcht einzuflößen wußte. Der Spionirung, die er dirigirte, widmete man sich aus Neigung, man war stolz darauf. Der Graf von Rochefort duellirte sich für seinen Herrn — der Cardinal machte sein Glück nicht, der Eifer, den jener einzuflößen verstand, war über allen Eigennutz erhaben. Die großen Herren des folgenden Jahrhunderts besaßen ebenfalls die nützliche Kunst, sich leidenschaftliche Partisane zu verschaffen. Eben so liebte, so diente man dem großen Condé, wie man aus den gleichzeitigen Memoiren, besonders den Gourville'schen, sieht. Unser Zeitalter, das aufgeklärte, hat nichts Ähnliches hervorgebracht: man ist zu vernünftig um sich in diesen Künsten zu passio-

niren, und zu klug, um sich seinem Chef so hinzugeben. (Polit. Journ. 1808. p. 302.)

* * *

Die Frau von Biron, Herzoginn von Lauzun befand sich während der Revolution zu einer Zeit im Theater, wo das Parterre sehr unruhig war. Man warf zwey Orangen in ihre Loge. In diesem Augenblick trat Lafayette herein. — Sie überreichte ihm die Orangen, mit den Worten: Hier mein Herr, haben Sie Früchte der Revolution.

* * *

Einer der gelesensten vaterländischen Schriftsteller — zur Ehre der Teutschen sey es gesagt — war und ist noch zum Theil jetzt Gellert. Merkwürdig zur Vergleichung mit dem schriftstellerischen Ertrag in neuern Zeiten, zumahl in England, ist folgende Berechnung von dem Erwerbe seiner Schriftstellerey. „Des Geldes wegen, — sagt er in seinem hinterlassenen Tagebuche — habe ich am wenigsten geschrieben. Alle meine Schriften zusammen werden mir keine tausend Thaler eingetragen haben; gleichwohl hat mir Herr Wendler (einer seiner ersten Verleger) so viel gegeben, als ich ge-

fordert, und Hr. Reich, noch mehr als ich verlangt. Hier ist das ganze Verzeichniß aller meiner Einnahmen für meine sämmtlichen Schriften:

Fabeln und Erzählungen, 1. Bd. 60 Thlr. Dasselbe 2. Bd. 60 Thlr. Lustspiele, 8 Thlr. Trostgründe, 8 Thlr. Schwedische Gräfinn, 1. Theil, 16 Thlr. Dasselbe, 2. Theil. 16 Thlr. Briefe, 112 Thlr. Lehrgedichte, 150 Thlr. Summa 462 Thlr.

Dieß ist die Summe von Hrn. Wendler. — Nun will ich das, was ich mir bey einer neuen Auflage von etlichen meiner Schriften bey ihm bedungen, oder was er mir freywillig gegeben, zu 138 Thlr. rechnen, daß 600 Thlr. heraus kommen; so habe ich nach reinem Gewissen berechnet. Mein Kalender und etliche schriftliche Contracte vom Anfange können es beweisen, und höher als wenige Thaler darüber, kann sich mein Irrthum wohl nicht belaufen.

Vermischte Schriften, bey Hr. Reich, 150 Thlr. Geistliche Reden und Lieder, 150 Thlr. Summa, 300 Thlr.

Rechne ich 100 Thlr. für die neuen Auflagen, als freywillige Geschenke hinzu, so beträgt bis aufs Jahr 1758, da ich dieses schreibe, von 1746 an, da ich den ersten Theil der Fabeln habe drucken

lassen, das Einkommen für alle meine Schriften tausend Thaler.

*
* *

Der jetzige Beherrscher von Persien, Feth-Ali-Schah, (seit 1796) hat den Geschmack für Wissenschaften, den seine Vorgänger so schmählich vernachlässigten, neuerdings in seinem großen Reiche belebt. Er ist selbst ein Mann von vielem Geschmack und orientalischer Gelehrsamkeit, und auch kein übler Dichter. Da doch Souveraine selten Dichter sind, so möge hier eine seiner Compositionen stehen, so gut es die Wortspiele gestatten.

„Wolltest Du meine Geliebte, Deine Reitze dem Wamix enthüllen, so würde er das Leben der Wroza dem Heiligthum deiner Vollkommenheit opfern. Wenn Jusuf Deine Schönheit sähe, er würde Zulerkha vergessen."

„Komm und erfülle meine Wünsche, gib mir nicht wieder Zusagen auf Morgen!"

„Als die Gebietherinn von Khaban ihm nahete mit hundert Grazien, fesselte ein einziger Blick sein Herz."

„Als ich mein Herz darbrachte, wurde sie grausam; Ihre Grausamkeit nannte sie Treue — Nenne nicht deine Augen bey ihrem Nahmen, denn für-

wahr! sie sind die Quelle des Grams. Die Hoheit Deines Wuchses verräth Deinen Stolz."

„Nimmer will ich über Dich klagen, meine Liebe, denn wie groß auch Deine Grausamkeit ist, was Du thust, ist recht; tödte mich dereinst, denn mein höchster Stolz ist von der Hand der Geliebten zu sterben."

„Khaban hat an Deiner Wohnung gelauscht, bis er ein Greis wurde, und Du Boshafte ihn treulos nanntest."

Der Gouverneur von Kashan war in seiner Verwaltung rückständig, und zugleich ein vortrefflicher Dichter. Er überreichte dem Schah, statt d r Rechnunglegung, eine seiner Arbeiten, und dieser bezeigte mehr Zufriedenheit mit der Gabe, als mit dem kostbaren Geschenke eines andern Gouverneurs, das sich auf einige tausend Pfund belief. Dieser Schutz der Männer von Genie macht dem Schah Ehre, und selten werden sie so gut belohnt als von ihm, nur möchte er sich übel dabey stehen, wenn alle seine Gouverneurs Poeten und ihre Berichte Poesien wären. (Polit. Journ. 1808. p. 891).

Dieser Monarch ist nunmehr ein Mann von einigen 60 Jahren. Er hat 66 Söhne und eben so viele Töchter; seine Manieren sind sehr würdevoll und doch zugleich leutselig und einnehmend, und

man gesteht ihm den Besitz aller äußern Vollkommenheiten eines Persers zu. Er ist so groß, daß er über die meisten hervorragt, und die ungeheure Länge seines Bartes, ein Geschenk der Natur das bey den Persern in hohem Ansehen steht, ist ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Wenn der Monarch alle seine Kleinodien trägt, und so die Strahlen der Sonne auf ihn fallen, so soll es unmöglich seyn, ihn mit beharrlichem Blick anzusehen. Seine Juwelen sollen den Vorzug vor allen haben, die nur Potentaten irgendwo besitzen, es kann auch nicht wohl anders seyn, da er sich aller kostbaren Edelsteine in seinem Reiche bemächtigt hat.

* * *

Was ist aller europäischer Aufwand und Luxus in Tracht und Kleidung gegen die Pracht asiatischer Fürsten, so wie z. B. Elphinstone den König von Kabul in seiner Beschreibung dieses Königreichs (übersetzt Weimar 1817) schildert. Der Anzug dieses Fürsten, eines schönen Mannes von ungefähr dreyßig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe und mit einem starken schwarzen Barte, bestand aus einer grünen Tunica, mit großen goldenen Blumen und kostbaren Steinen besetzt, über welche er ein großes Brustschild von Diamanten in der Ge-

stalt zweyer platt liegenden Lilien, hatte, solche Schilder hatte er ebenfalls auf den Schenkeln und breite Armbänder von Smaragden über den Ellbogen, auch mehrere andere Steine an verschiedenen Stellen. In einem dieser Armbänder war der Kohi-Noor befestigt, der als einer der größten Brillanten in der Welt bekannt ist. Die Krone, welche der König trug, war ungefähr neun Zoll hoch, nicht wie die europäischen Kronen mit Juwelen geziert, sondern, wie es schien, ganz aus dieser köstlichen Materie zusammengesetzt. Sie schien aus Strahlen, wie die Kronen der Alten zu bestehen, und hinter diesen Strahlen sah man Streifen von purpurnem Sammet, das Ganze war so genau in einander gefügt, und so blendend, daß es schwer hielt, das Einzelne daran zu unterscheiden. Den Thron bedeckte ein mit Perlen besäetes Tuch, worauf ein Schwert und ein schmaler mit Juwelen besetzter Zepter lag.

* * *

Das verwechselte Billet doux. — Der Bischof Düpuis in Auvergne schrieb einst an dem nähmlichen Tage an den alten Cardinal Fleury und an die junge Düchesse de Chantilly seine Geliebte. Aus Versehen kam das an die Dü-

chesse gerichtete Billet an seinen Vorgesetzten den Cardinal, und der an diesen adressirte Brief an die Düchesse. — Der Cardinal las folgendes:

J'écris aujourd'hui ma chère Reine, à la vieille Eminence pour la prier de m'accorder la permission de m'en retourner à Paris. Je ne doute pas qu' Elle ne me l'accorde. Au reste l'air est si pur ci, et je jouis d'une santé si parfaite, que je compte de Vous en donner des preuves sensibles, lorsque je Vous verrai.

Der Cardinal antwortete:

La vieille Eminence Vous conseille d'amorter Vos feux. Le Roi Vous ordonne de rester dans votre évêché jusqu' à nouvel ordre, et demande que vos moeurs soient aussi purs, que l'air que Vous respirez et que Vous ne fassiez usage de votre santé, que pour remplir les devoirs de l'Episcopat. (Pol. Journ. 1808. p. 1001.)

*
* *

Der, seitdem verstorbene englische General Lake erhielt im Jahre 1804 vom Groß-Mogul den Orden des Mahen und Moratib, mit welchem das Vorrecht den Nobut, oder die Heerpauken schlagen zu lassen verbunden ist, und den sonst der Kaiser nur Personen vom höchsten Ran-

ge, wie Vezieren, Reichsschatzmeistern und Oberbefehlshabern verleihet. Folgendes ist die Beschreibung des Mahen oder Fisches:

Der Kopf eines großen Fisches ist in Kupfer ausgearbeitet und vergoldet, der Leib und Schwanz ist von Seide gemacht, und am Kopfe befestigt, das Ganze ist auf einer langen Stange angebracht, die auf einen Elephanten ruhet, den zugleich der Eingeweihete zum Geschenk erhält. — Der Moratib besteht in einem kupfernen vergoldeten Ball, der mit Franzen etwa zwey Fuß lang eingefaßt ist, ebenfalls auf einem Stabe befestiget und auf einem Elephanten ruhend. — Die Art, den Nobut zu verleihen, ist diese: Zwey kleine Nobuts oder Trommeln von Silber, jede ungefähr von der Größe einer 32pfündigen Kugel, deren Öffnungen mit Pergament überzogen sind, werden der Person, die sie erhält, um den Hals gehangen, und einige Zeit geschlagen. Dadurch wird diese Person ein Sahibi-Nobut, und hält sich Trommeln nach dem ihm zukommenden Maßstabe, die zu fünf Zeiten binnen 24 Stunden geschlagen werden. Die Nobut-Trommeln auf einem Elephanten, begleiten den Mahen und Moratib, während ein Marsch gespielt wird. Ein kaiserlicher Vaknei oder Bevollmächtigter überbrachte dem General diese Ehrenzeichen nach

Cawepore, nachdem er ihn zuvor mit einem Schwerte und Schilde, als den Zeichen seiner militärischen Würden investirt hatte.

* * *

Jetzt, wo das Haus Bourbon sich neuerdings auf dem spanischen Throne befestiget hat, muß es interessant seyn, die Lehren zu lesen, die Ludwig XIV. dem Stifter dieses spanischen Hauses, Philipp V. dem Urgroßvater des nunmehr regierenden Königs Ferdinands VII. im Jahre 1701 mit auf den Weg gab, wie er eben aus Frankreich abreisete, um die spanische Monarchie in Besitz zu nehmen. Es befindet sich diese Instruction in den interessanten Mémoires de Louis XIV. (Part II. p. 173—179), woraus sie hier im Auszuge stehet.

Versäume nie deine Pflichten, vor allem nicht, die gegen Gott. — Erhalte dir die Reinheit deiner Erziehung. — Laß Gott an allen Orten ehren, wo du befiehlst, befördere seine Glorie, gib dazu selbst das Beyspiel, dieß ist eine der größten guten Handlungen, die ein König ausüben kann. — Erkläre dich bey jeder Veranlassung zum Besten der Tugend gegen das Laster. — Hege nie eine Herzensanhänglichkeit für eine Person, welche sie auch sey. — Liebe deine Gemahlinn, lebe gut mit ihr,

bitte den Himmel um eine, die sich für dich schickt. Ich glaube nicht, daß es eine Österreicherinn seyn darf. — Liebe die Spanier und alle Unterthanen, die deiner Krone und deiner Person ergeben sind. Ziehe nicht die vor, die dir am meisten schmeicheln, achte die, welche, des allgemeinen Wohls wegen, es wagen, dir zu mißfallen, diese sind deine wahren Freunde. — Befördere das Glück deiner Unterthanen, und zu diesem Endzwecke führe keinen Krieg, als zu dem du gezwungen wirst, und wenn du die Gründe in deinem Staatsrathe überlegt und reiflich erwogen hast. — Suche deinen Finanzen wieder aufzuhelfen, wache über die Indien und deine Flotten, bringe den Handel in Aufnahme. Lebe in dauernder Eintracht mit Frankreich, denn nichts ist beyden Mächten zuträglicher, als diese Eintracht, der niemand wird widerstehen können. — Bist du gezwungen, Krieg zu führen, so stelle dich an die Spitze deiner Armeen. — Setze überall deine Truppen auf einen guten Fuß und mache mit denen in Flandern den Anfang. — Setze nie deine Geschäfte deinen Vergnügungen nach, aber theile deine Zeit ein, damit du Freyheit und Vergnügungen haben könnest. — Die unschuldigsten sind die Jagd und der Geschmack an einigen Landhäusern, vorausgesetzt nähmlich, daß sie nicht zu viel Aufwand erfordern. —

Richte die größte Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, die man dir vorträgt. Höre anfangs nur, ohne etwas zu entscheiden. — Hast du die gehörige Kenntniß von der Sache erlangt, so denke auf den Entschluß, den du nehmen mußt, aber höre immer erst alle Meinungen und Berathschlagungen des Staatsraths, ehe du entscheidest. — Bemühe dich auf alle Weise, die vorzüglichsten Köpfe kennen zu lernen, um dich ihrer zur rechten Zeit zu bedienen. — Ernenne immer 'zu deinen Vicekönigen und Statthaltern geborne Spanier. — Nimm Jeden gut auf, sage Niemanden Etwas Unangenehmes, aber unterscheide die Männer von Talent und Verdiensten. — Zeige dich erkenntlich dem Andenken deines Vorfahrers, und gegen Alle die, auf deren Rath du zum Thronfolger gewählt worden bist. — Hege volles Vertrauen zu dem Cardinal Porto-Carrero, und bezeige ihm deinen Dank für sein bisheriges Benehmen. — Halte alle Franzosen in Ordnung. — Behandle deine Domestiken mit Güte, aber gestatte ihnen keine Vertraulichkeiten, und noch weniger vertraue dich ihnen. Bediene dich ihrer, so lange sie sich gut betragen, aber entlaß sie bey dem geringsten Vergehen, und nimm sie niemahls gegen die Spanier in Schutz. — Unterhalte keinen andern Umgang mit der verwitweten Königinn (Marie

Anna von der Pfalz, zweyte Gemahlinn Carls II.) als den, der unvermeidlich ist. Richte es dahin ein, daß sie Madrid verläßt, aber nicht aus Spanien geht. Wo sie aber auch sey, beobachte ihre Aufführung, und lasse sie sich in keine Staatsgeschäfte mischen. Nimm dich vor denen in Acht, die zu genauen Umgang mit ihr haben. — Liebe stets deine Ältern. Denke daran, welchen Schmerz sie empfanden dich von sich zu lassen. Unterhalte mit ihnen einen fortwährenden Briefwechsel über große und kleine Gegenstände. Schreibe uns, was du nöthig hast oder wünschest, und dort nicht erhalten kannst, wir wollen es eben so machen. — Vergiß niemahls, daß du Franzose bist, und welche Schicksale dir bevorstehen können. Sobald du die spanische Erbfolge durch Kinder befestigt hast, so besuche deine Königreiche. — Wirf einiges Geld unter das Volk aus, wenn du in Spanien bist, besonders bey deinem Einzuge in Madrid. — Scheine nicht verwundert über die sonderbaren Gestalten, die dir vorkommen, mache dich nicht darüber lustig. Jedes Land hat seine Weise, und du wirst bald an das gewöhnt seyn, was dir anfangs so sonderbar scheint. — Vermeide, so viel du kannst, solchen Personen Gnadenbezeigungen zu geben, die durch Geld dazu zu gelangen suchen. Gib zu rechter Zeit und mit Freygebig-

keit und nimm niemahls Geschenke an, wenn es nicht Kleinigkeiten sind. Wenn du mitunter nicht vermeiden kannst, dergleichen anzunehmen, so gib den Schenkern nach einigen Tagen desto reichlicher zurück. — Halte dir eine Cassette zu deinen Privatpapieren, wozu du allein den Schlüssel hast. — Ich schließe mit einem der wichtigsten Rathschläge, die ich dir geben kann: Laß dich nicht gouverniren, sey selbst Herr; habe nie weder einen Vertrauten noch einen Premier-Minister. Höre deinen Staatsrath an, und berathe dich mit ihm, aber entscheide selbst. Gott hat dich zum Könige gemacht, Er wird dir die Einsicht geben, die du brauchst, wenn deine Absichten gut sind.

*
* *

Beym ersten Doctor-Examen wurde der berühmte Satyriker, Jonathan Swift, puncto der Dummheit und Untüchtigkeit abgewiesen. Bloß an seinem Eigensinn lag hierbey die Schuld, denn er disputirte nicht etwa schlecht beym Examen, er disputirte gar nicht, und wollte sich darauf durchaus nicht einlassen. Er erzählte, daß er die alten Tractate von Smeglesius, Keckermann, oft angefangen zu lesen, sey aber niemahls über drey Seiten gekommen. Als ihm

seine Lehrer riethen, sich ja vorzüglich der Logik zu widmen, weil sie in großer Achtung stehe, und zur Erlangung des Doctorgrades unumgänglich nothwendig sey, fragte Swift, was er denn aus jenen Büchern lernen sollte? „Ich bin mit der Portion Vernunft zufrieden, welche mir der Himmel geschenkt hat, setzte er hinzu, und will es der Zeit und Erfahrung überlassen, sie zu stärken, ihr die gehörige Richtung zu geben, und mich nicht der Gefahr aussetzen, sie durch das abgeschmackte System jener Schriftsteller irre zu leiten. Man hat leider zu viele traurige Beyspiele an den größten Logikern von dem Schaden, den diese Werke anrichten." — Beym zweyten Examen wurde er zwar nicht abgewiesen, ihm aber nur ex speciali gratia die Doctorwürde ertheilt. Dieß sollte heißen aus besonderer Nachsicht, als er aber das Diplom in Irland aufzeigte, nahm man den Ausdruck für eine Ehrenerklärung, als ob man ihm aus besonderer Gunst und Affection mit auszeichnender Hochachtung die Doctorwürde ertheilt habe. Wie nahe grenzen beyde Auslegungen! (Swifts Leben von Sheridan.)

*

* *

Hinlänglich sind unter uns die dichterischen Talente Swifts bekannt, weniger sein Ruhm als edler Menschenfreund. Der Ruf seiner Klugheit und Rechtschaffenheit war so ausgebreitet, daß ihn die Kaufmannschaft von Dublin oft um Rath fragte und in streitigen Fällen zum Schiedsrichter wählte, auch untersuchte er die Mißbräuche aller Art, welche damahls in der Hauptstadt Irlands herrschend waren, auf das genaueste, und bemühte sich sie abzuschaffen. Mit einem Wort, er hatte sich durch die allgemein anerkannte Überlegenheit seiner Talente, durch strenge Rechtschaffenheit und unermüdeten Eifer für das Wohl des Vaterlandes bey seinen Landsleuten in ein Ansehen gesetzt, dessen sich kein Privatmann in irgend einem Zeitalter rühmen kann. Im ganzen Königreiche war er unter dem Nahmen „der Dechant bekannt'' bekannt, gleichsam als gebe es nur einen in Irland, und mit diesem Nahmen verband man die Vorstellung des ersten und größten Mannes im Lande. Sobald es hieß: der Dechant hat dieses oder jenes gesagt oder gethan, fand es Jedermann recht gesagt, recht gethan, man bezeigte einen fast blinden Glauben an seine Unfehlbarkeit. Ich weiß, sagt Lord Cartaret in einem Briefe an ihn, als er als Vicekönig nach Irland kam, ich weiß aus Erfahrung, daß die Stadt Dublin

euch als ihren Beschützer ansieht, und alles befolgt, was ihr gutheißt. Wenn mich die Leute einst fragen sollten, auf welche Weise ich Irland beherrschte, so würde ich antworten, indem ich mir Swifts Beyfall zu erwerben suchte.

Indessen schränkte sich Swifts Sorgfalt hauptsächlich auf die mittlern und untern Stände ein, auf die mittlern besonders, vermöge seines Grundsatzes, daß man darin die besten Menschen finde, indem sie weder durch Überfluß verderbt, noch durch Armuth und Elend niedergedrückt seyen. Auch waren ihm diese Menschenclassen gänzlich ergeben, die untern Stände betheten ihn an, und betrachteten ihn beynahe als ein Wesen höherer Art. Sein bloßer Anblick oder ein Wink mit seiner Hand zerstreute oft einen Volksauflauf, wogegen die vereinte bürgerliche und kriegerische Macht vielleicht gescheitert wären. — Die höhern Stände hielt Swift für unverbesserlich, und wich deßhalb aller Gemeinschaft mit ihnen aus. Er gesteht selbst, daß er die Lords und Grafen des Königreichs fast nicht einmahl persönlich kenne, und die Glieder des Unterhauses als feile Schelme betrachte, die ihre Grundsätze und das Wohl des Vaterlandes ihrem Geld- und Ehrgeitze aufopferten. Auch lebte er in immerwährendem Kriege mit ihnen, und ließ sie oft den scharfen

Stachel seiner Satyre fühlen, indeß sie auf der andern Seite sich durch Verleumdungen aller Art an ihm zu rächen suchten. (Ebend.)

*
* *

Die Lady Sarah Marlborough, die Gemahlinn des großen Feldherrn und Staatsmanns, befahl in einem Codicill zu ihrem Testamente, daß zwey Gelehrte, Glover und Mallet, das Leben ihres Gemahls unter der Aufsicht des Grafen Chesterfield schreiben, ja aber „keine Verse hineinbringen sollten." (I desire that no part of the said history may be in verse. The true copy of the last Will and Testament of her Grace, Sarah. p. 81.) Wenn die gedachte Geschichte des weiland Herzogs zum Wohlgefallen des gedachten Grafen ausfiele, sollten die beyden Geschichtschreiber die Summe von 500 Pfd. Sterl. erhalten. — So bestellte man die Unsterblichkeit des größten der Helden und Menschen seines Zeitalters mit 500 Pfund!

*
* *

Die Feuerzange. — Der Höllenminister Louvois — wie ihn Schlötzer nennt — nicht zufrieden mit jener traurigen Verwüstung der Pfalz,

die er angeordnet *), wollte auch Trier abbrennen. Er schlug es dem Könige als ein nothwendiges Kriegsmittel vor, nothwendiger noch, als was zu Worms und Speyer geschehen sey: denn wenn die Feinde Trier zu ihrem Waffenplatze machten, so sey die Position noch gefährlicher. Die Unterredung ward warm, der König aber nicht überzeugt.

Louvois, der immer auf seinem Kopf bestand, und nie gern zurücknahm, was er vorgeschlagen hatte, kam einige Tage nachher, wie gewöhnlich mit dem Könige im Zimmer der Maintenon zu arbeiten. Nach geschlossener Arbeit sagte er dem König, „er habe wohl gefühlt, daß Gewissensscrupel allein ihn abgehalten hätten, in die Abbrennung Triers zu willigen. Er glaube ihm einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn er diesen Scrupel auf sich nähme, und habe also, ohne ihm etwas davon zu sagen, einen Courier abgefertigt, Trier abzubrennen, so bald der Courier ankäme."

---

*) Der Anblick dieser, den französischen Nahmen brandmarkenden, beyspiellosen Verwüstungen, brachte selbst Voltaire zu dem Ausruf: „Es ist unmöglich, daß man je in diesem Lande unsere Nation liebe; diese Schandthaten müssen beständig die Einwohner zum Fluch der Franzosen auffordern!"

Der König, ganz wider seine Gewohnheit, sprang im größten Zorn auf, ergriff die Kaminzange und ging damit auf Louvois los. „Ah, Sire, qu'allez-Vous faire!" rief die Maintenon aus, und warf sich zwischen beyde. Louvois gewann die Thüre, der König rief ihm mit zornfunkelnden Augen nach: „Sogleich fertigt einen Courier ab mit Gegenordre; ist ein Haus abgebrannt, so steht Ihr mir dafür mit eurem Kopfe!"

Louvois, mehr todt als lebendig, durfte, als er nach Hause kam, keinen Courier abfertigen; er brauchte nur dem Courier, der abgehen sollte, sobald er den König gestimmt hätte, das Felleisen abfordern zu lassen, und den Befehl zurückzunehmen: denn ihn ohne Wissen des Königs abzuschicken, hatte sich Louvois doch nicht getraut. Bey Ludwig indeß galt er immer für abgegangen, und daß nur auf seinen Betrieb die Gegenordre erfolgt sey.

Hätte Ludwig doch auch die Feuerzange ergriffen, als Louvois ihm die Verheerung der Pfalz rieth, oder wenn er irgend ein Kriegsfeuer anbrannte. (Mémoires de St. Simon. T. 3.)

* * *

Louvois's Ungnade. — Im Winter von 1690 sollte Mons eingenommen werden; Louvois

schlug dem Könige eine Reise dahin vor, doch ohne Damen. Louvois ging mit ihm.

Der König, der sich piquirte, den Kriegsdienst besser als Jedermann zu verstehen, spazierte um sein Lager und fand eine Schildwache übel gestellt; er stellte sie anders. Nachmittags machte er denselben Spaziergang, und fand unglücklicher Weise die Schildwache wieder, wie sie vorhin gestellt worden war. „Wer hat sie so gestellt?" fragte er den Hauptmann. „Mr. de Louvois," sagte dieser, „eben ging er der Wache vorbey." „Sagtet ihr ihm nicht, daß ich sie so gestellt hatte?" — „Ja wohl, Sire!" — Der König wandte sich zu seinem Gefolge: „Ist das nicht Louvois métier? Er hält sich für einen großen Kriegsmann, er weiß Alles!" — Damit stellte er Hauptmann und Wache, wie Morgens. Noch nach Louvois Tode vergaß ihm Ludwig die Geschichte nicht. (Ebend.)

Seit dem vermehrte sich des Königs Entfernung von Louvois; und er, dieser von sich so sehr eingenommene Minister, der sich für ganz unentbehrlich hielt, fing an zu fürchten. Einmahl als er die Herzoginnen von Rochefort spazieren fuhr, hörte man ihn, im tiefen Selbstgefühl, ganz in Gedanken versunken, laut zu sich reden: „Sollte er wohl? Sollte man ihn wohl dazu vermögen? Aber nein!

das wagt er nicht! was wäre er ohne mich! u. s. f." — Mutter und Tochter stießen einander an; indessen gingen die Pferde fort, wie sie wollten, und die Damen mußten ihm in die Zügel greifen, sonst hätte er sie alle ertränket.

* * *

Maintenon. — „Ihr seyd natürlich, sagt Fenelon zu ihr; Ihr handelt gut, auch ohne daran zu denken, gegen die, für welche Ihr Geschmack und Achtung habt; aber zu kalt, wenn dieser Geschmack fehlet. Seyd Ihr trocken, so geht Eure Trockenheit weit. Was Euch beleidigt, beleidigt Euch sehr. Ihr habt viel Ehrliebe, Liebe zur sogenannt-guten wohlverstandnen Ehre, die aber um so viel schlimmer ist, weil man sie für gut hält; eine alberne Eitelkeit würde man eher an sich heilen. Ihr seyd von Natur zutrauend, vielleicht ein wenig zu sehr gegen Menschen, deren Klugheit ihr nicht genugsam geprüft habt; sobald Ihr aber mißtrauisch werdet, kommt es mir vor, daß Euer Herz sich zu sehr zuschließt." (Mem. de Maintenon. XI. 211.) — Dem Fegefeuer ihrer Kirche ist diese kaltanständige, tugendhaft-rechtgläubige Frau, wohl entgangen, da sie es lange Jahre bey Hofe ausgestanden hatte, und auch nach Ludwigs Tode bey

ihren fehlgeschlagenen Hoffnungen bis an ihren Tod duldend ausstand. — „Ach, — schrieb sie an eine junge Freundinn — warum kann ich Euch nicht meine Erfahrung geben? Euch den Überdruß sehen lassen, der die Großen verzehret, die Mühe, die sie haben ihre Tage auszufüllen! Sehet Ihr nicht, daß ich in einem fast undenkbaren Glück vor Traurigkeit sterbe? Ich war jung und artig; ich kostete das Vergnügen und ward allenthalben geliebt; in reiferem Alter brachte ich Jahre lang im geistigen Genusse hin; ich kam in Gunst, und — ich versichere Euch, mein Kind, alle Stände lassen zurück — eine schreckliche Leere." — An ihren Bruder schreibt sie: „Montag reisen wir nach Fontainebleau; da bringe ich die Tage damit zu, daß ich weine, erstické, mich zwinge, und mich — als die unglücklichste Person in der Welt fühle!" — Fast sollte man die wunderbare Frau für eine wiedergekommene Fee halten, der das Schicksal versprach, die eine Hälfte ihres Lebens in genügsamer Armuth weiß, die zweyte Hälfte in abgelegner Hoheit schwarz zu erscheinen.

* * *

Im Jahre 1768 ward ein Krieg geführt, von dem die Weltgeschichte freylich schweigt, der aber

doch auch seine Merkwürdigkeit hat. Die Mönche der Abtey Prüm verweigerten nähmlich dem Domcapitel in Trier während des Interregnums den Gehorsam, und dieses sendete, um seine Autorität zu erhalten, eine Miliz-Armee gegen die insurgirte Abtey ab. Die Mönche griffen in der Noth zu einer ganz neuen Waffe; sie warfen von den hohen Mauern ganze wohlbevölkerte Bienenkörbe unter die Angreifenden herab, und diese dadurch wüthend gemachten Schwärme richteten schreckliche Verwüstungen unter der Belagerungsarmee an. (Polit. Journ. 1811. p. 755.)

*
* *

Man hatte bisher die Existenz eines Buchs bezweifelt, das sich im Jahre 1811 in der Bibliothek des Prinzen von Ligne befand, und wofür der Kaiser Rudolph eilf tausend Ducaten gebothen haben soll. Es führt den Titel: Liber passionis Domini nostri Jesu Christi, cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis, oder: das Buch von dem Leiden unsers Herrn Jesu Christi, mit Figuren und Lettern, die aus keiner Materie gemacht sind. Dieses Buch ist aber wirklich vorhanden, und noch im Besitze der fürstlichen Familie von Ligne. Es besteht aus 24 Pergament-

Blättern in Duodez-Format, die völlig leer scheinen, wenn man sie aber auf das blaue Papier drückt, das sie von einander trennt, so entdeckt man die Buchstaben und Umrisse der Figuren, die mit bewundernswürdiger Feinheit und Vollendung ausgeschnitten sind. Obgleich keine Jahrszahl darin angebracht ist, so läßt sich doch aus einem am Ende befindlichen Monogramme von Heinrich VII. auf die Jahre zwischen 1485 und 1509 schließen. Der Besitz dieses Kleinods ist durch eine förmliche Acte dem jedesmahligen Ältesten der Familie von Ligne zugesichert, und auf einem beygelegten Blatte findet man zwölf französische Verse, in welchem ein Prinz von Ligne die Verfügung im Jahre 1609 bestätigt.

* * *

Ein in literarischer und psychologischer Rücksicht merkwürdiges Phänomen ist gewiß der französische Schriftsteller, J. J. Leuliette. Er war der Sohn eines armen Schlossers zu Boulogne sur mer und bis in das fünfzehnte Jahr so stumpfsinnig, daß er gefüttert werden mußte. Auf einmahl ging mit dem unbeholfenen Knaben eine Veränderung vor; er lernte ohne Lehrer lesen und schreiben, und bald genug die spanische und italienische Sprache,

so wie er auch seine Muttersprache nach Grundsätzen studierte, und zwar indem er mit der einen Hand den Blasbalg von seines Vaters Werkstätte bewegte, und mit der andern sein Buch hielt, um beym Kohlenscheine darin zu lesen. Beym Ausbruch der Revolution trat Leuliette (damahls 22 Jahre alt und in seiner fortschreitenden Geistesentwicklung bisher von Niemanden beobachtet) zu Aller Erstaunen am Bundesfeste als Redner auf, und gewann den allgemeinen Beyfall; seine Rede ward gedruckt, ins Englische übersetzt, und in den Journalen beyder Nationen als ein Meisterstück angepriesen. Mehrere Pariser Schriftsteller nahmen ihn nun unter ihre Leitung, und ließen ihn in dem Büreau des Minister Roland an politischen Blättern arbeiten. Mit damahls sehr gewöhnlicher, vollkommener Unkunde der Staatswissenschaft, gab er sich ganz den Demagogen hin; aber seine unerschütterliche Rechtschaffenheit — eine Frucht des Umgangs mit dem Manne, von welchem er das Latein erlernt hatte — schützte ihn gegen sittliche Vergiftung, und gegen Theilnahme an den blutigen Verirrungen und Verbrechen der republikanischen Terroristen. Er war arm und hülflos gegen Ende der Revolution, und würde unbemerkt Hungers gestorben seyn, wenn nicht einer seiner Mitbürger sich des Verlaßnen er=

barmt hätte. Durch Vermittlung seines Beschützers erhielt er die Lehrstelle der schönen Wissenschaften an der Centralschule zu Versailles, und arbeitete mit glücklichem Erfolge in seinem Wirkungskreise. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch zwey Abhandlungen über den Einfluß der fortschreitenden Abschaffung des Sclavenhandels und über Luthers Reformation aus. Nach Aufhebung der Centralschulen gab er Privatunterricht, und widmete sich gelehrten Arbeiten; zwey Monathe vor seinem Tode wurde ihm die Professur der Literatur am Athenäum in Paris übertragen. Als eine Einleitung zu seinen Vorlesungen arbeitete er an einem interessanten Werke, welches nach seinem Tode herausgegeben ward, und aus dessen Vorbericht des Herausgebers Mosneron diese Angaben entlehnt sind. Es führt den Titel: Tableau de la Litterature en Europe depuis le 16. siècle jusqu' à la fin du 18. et examen des causes politiques, morales et religieuses, qui ont influé sur le génie des auteurs et sur le charactère de leurs productions. Er starb, ehe er noch seinen Aufenthalt zu Paris nehmen konnte, im December 1808 an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen im 33. Jahre seines Alters. — Man hat noch von ihm eine Darstellung der Literatur der Griechen; Versuch über die Ur-

sachen der Überlegenheit der Griechen in den Künsten der Einbildungskraft, und mehrere politische Aufsätze. Seine wirklich ausgebreitete Gelehrsamkeit verdankte er vorzüglich seinem ausgebreiteten Gedächtnisse, welches ihm Alles, was er seit fünfzehn Jahren gelesen hatte, immer gegenwärtig erhielt. In der gesellschaftlichen Erscheinung blieb er dafür immer unbeholfen; seine Persönlichkeit und sein Hauswesen wurden über Studien gänzlich vernachlässigt, und sein Hang immer und Jedem mit vollen Händen ohne Rücksicht auf eigenes Bedürfniß zu geben, setzten ihn nicht selten selbst jedem Mangel aus.

* * *

In Palästina und Klein-Asien, vorzüglich zu Smirna, trat 1660 ein Jude Sabbata Sevi als Messias auf, der sich König nennen ließ, und unter seiner Nation zwar Widersacher, aber auch unzählige Anhänger fand, denen er aber das größte Ärgerniß gab, als er zu Constantinopel, um nicht hingerichtet zu werden, den Islam annahm.

* * *

Vornehmlich war es das sechzehnte Jahrhundert, in welchem sich der Geist der Weissagung und Of-

fenbarung über die ganze teutsche Nation ausgoß, und die Menschen auf eine außerordentliche Art mit Prophezeyungen quälte, und hinter das Licht führte. Alles warf sich zum Propheten auf; die Bibel und aus ihr vorzüglich die Propheten und die Apocalypse waren die Hauptquellen ihrer Vorhersagungen; nächst diesen mathematische Berechnungen nach Art der Kabbala. Unter denjenigen die auf solche Weise die seltsamsten Auftritte veranlaßten, steht der Magister Michael Stiefel, Prediger zu Holzdorf bey Wittenberg, ein guter Rechenmeister, oben an. Er hatte theils durch eine Ausrechnung von Quadratzahlen, theils durch ein und zwanzig andere Gründe entdeckt, daß das Ende der Welt Montags den dritten October 1553 Morgens um 8 Uhr kommen würde. Einige Monathe vorher entdeckte er Dr. Luthern seine Prophezeyung und ihre Gründe, welcher ihm aber diese Ideen auszureden suchte. M. Stiefel aber blieb dabey, und bewies mit Heftigkeit, daß er der letzte Engel wäre, der die siebente Posaune blasen müßte, wovon ihn Niemand abhalten würde. Nichts ärgerte ihn mehr, als daß ein so frommer und gelehrter Mann, wie Luther, so ungläubig seyn könnte. — M. Stiefel hatte übrigens das Lob eines redlichen und unterrichteten Mannes, und das Zutrauen seiner Ge-

meinde. Den Bauern hatte er seine Entdeckung öfters von heiliger Stätte verkündigt, auch eine Schrift darüber drucken lassen; sie nahmen seine Warnung als die letzten Worte ihres treuen Seelsorgers für wahr an, und ließen ihre Arbeit liegen; sie verschenkten und verkauften ihre liegenden Gründe und Häuser, und wollten sich vor dem Ende der Welt noch recht gütlich thun. Er selbst verschenkte sein Hausgeräthe und seine Bücher, weil er sie in jener Welt nicht nöthig haben würde; ohne zu bedenken, daß diese Geschenke, wenn seine Prophezeiung eintraf, keinen Nutzen haben konnten. Die letzten Tage hatte M. Stiefel nichts zu thun als Beichte zu hören. Die Leute kamen nicht allein aus den benachbarten Gegenden zusammen, um sich zuletzt noch mit ihm zu erbauen; selbst aus der Mark, aus Schlesien und andern noch weiter entlegenen Provinzen, waren fromme Seelen dahin gereiset, mit ihm das Ende der Welt abzuwarten. Nachdem der bestimmte Tag erschienen war, berief M. Stiefel seine Bauern in die Kirche, stieg auf die Kanzel und munterte seine Zuhörer auf, sich bereit zu halten, weil die Stunde sich nähere, wo sie mit ihm geradezu in den Himmel fahren sollten. Er gab ihnen nach der Predigt das heilige Abendmahl, und ging dann voller Erwartung wieder auf die

Kanzel, um sie zur ewigen Freude zu erwecken und bereit zu halten. Aber die achte Stunde ging vorbey, ohne daß seine Prophezeiung eintraf, und M. Stiefel selbst fing an unruhig zu werden. Unerwartet erhob sich ein Gewitter, welches er sogleich als den Vorläufer des jüngsten Gerichtes erklärte. Jedoch hörte es bald auf; sie warteten. Endlich wurde ihnen die Zeit lang und der Magen leer. Die Stunde war schon längst verlaufen, wo die Bauern dem Versprechen nach, mit Abraham, Isaak und Jacob am Tische sitzen sollten. Einige wagten es, und sahen aus der Kirchthüre hinaus, sie fanden den Himmel schön und heiter. Der Hunger nahm zu; der Vorrath im Brotschranke, und überall war aufgezehrt; sie merkten endlich, daß sie zu leichtgläubig gewesen wären. Nun änderte sich die Scene. Die frommen, andächtigen, jetzt aber hungrigen Bauern, schmähten auf ihren Seelsorger, rissen ihn von der Kanzel, banden ihn mit Stricken und schleppten ihn nach Wittenberg vor Gericht, wo sie Schadloshaltung verlangten, weil sie durch ihn verführt, das Ihrige verstoßen, und nun an den Bettelstab gekommen wären. Die Wittenberger Obrigkeit und Luther hatten Mühe die erboßten Bauern zu besänftigen. (Acta Borussica. II. 688.)

*
* *

M. Stöffler, ein großer Astrolog, hatte im Jahr 1518, in einem an den König von Spanien und nachmahligen Kaiser Carl V. gerichteten Prognostikon eine allgemeine Sündfluth auf das Jahr 1524 angekündigt, die im Februar anfangen und die ganze Erde verderben würde: weil eine Conjunction des Saturns, Jupiters und Mars einträfe, die der Erde nicht anders als höchst nachtheilig seyn könnte, und da sie im Zeichen der Fische geschehen würde, so müßte sie nothwendig eine Sündfluth nach sich ziehen. Stöffler war als ein gelehrter und weitsehender Mann durch seine Kalender berühmt geworden: seine Prophezeiung machte daher in ganz Europa ungemeines Aufsehen. Kaiser Carl und seine Hofleute geriethen in Besorgniß und Schrecken. Die Furcht wurde allgemein, als mehrere Sterndeuter die bevorstehende Sündfluth aus denselben astrologischen Gründen bekräftigten. Der Großkanzler des Kaisers fragte den damahls gelehrtesten Mann in ganz Spanien, den berühmten Peter Martyr um Rath. Dieser gab zur Antwort: daß das Übel nicht so allgemein seyn dürfte, als man befürchtete; jedoch möchte die Vereinigung der Planeten eine große Unordnung in der Welt hervorbringen. Der Kaiser ward durch diese Antwort wenig beruhigt, so daß die immer

steigende Bekümmerniß und Angst der Hofleute den vom Kaiser sehr geschätzten Gelehrten, Augustin Nyphus bewogen, die Stöfflerische Prophezeihung mit Gründen in einer eigenen Schrift zu widerlegen. (De falsa diluvii prognosticatione, quae ex conventu omnium planetarum, qui in piscibus continget anno 1524 divulgata est, Neapoli 1519. 4) Der Kaiser und der Großkanzler wurden nunmehr ruhig, allein sein General, der Graf Rango, der sehr viel von der Astrologie hielt, besorgte, daß der Kaiser durch die Schrift des Niphus zu sicher werden, und die Rettung der Armee versäumen möchte. Er hatte gleich im Anfange verlangt, der Kaiser solle die erhabensten Berge, wo er sich mit der Armee hinbegeben könne, aussuchen, und Magazine anlegen lassen, es war aber der erste Eifer bey dem Kaiser durch die Gründe, welche Niphus angeführt hatte, gemildert worden. Deßhalb veranlaßte er den berühmten Lehrer der Astronomie zu Padua, Thomas Philologus, daß er des Niphus Buch widerlegen möchte. Dadurch und durch mehrere andere gleichzeitige Schriften, die alle die unvermeidliche Eintreffung einer verheerenden Sündfluth zu beweisen wußten, wurde die Furcht in allen europäischen Ländern gleich groß, sogar daß in Frankreich viele Menschen den Verstand darüber verloren.

Ein jeder suchte sich zu retten. Viele, die am Meere oder großen Flüssen gelegene Besitzungen und Ländereyen hatten, verkauften dieselben, und flüchteten sich auf erhabene Gebirge, das furchtbare Ereigniß daselbst abzuwarten. Andere bauten Schiffe und sogar Archen, nach der Angabe des Längenmaßes von jener des Noah in der Bibel. Ein jeder nahm seine Vorsichtsmaßregeln nach seinen Einsichten und Bedürfnissen, um sich wider die Überschwemmung und die damit verknüpften Unbequemlichkeiten in Sicherheit zu stellen. Der Präsident, Auriol in Toulouse, ließ eine große Arche bauen, die er mit allen Nothwendigkeiten versah; sie ward auf vier gemauerte Pfeiler gesetzt, damit sie nicht gleich bey dem ersten Stoß des andringenden Wassers fortgeführt würde. (Bodinus de Republ. 550.) Hingegen machte der Bürgermeister Hendorf zu Wittenberg seine Anstalten auf dem Boden seines Hauses, wohin er auch den ganzen Inhalt seines Kellers versetzte, um bey dem Überflusse des Wassers doch auch einen guten Trunk zu haben. (Luthers Schriften XXII. 269.) — Endlich trat der mit Furcht und Zagen erwartete Hornung des Jahres 1524 ein: in den meisten Ländern war der Himmel heiter, schön und ohne allen Regen; die Sündfluth blieb aus. — Man sollte glauben, daß die Astrologie durch

diese Begebenheit einen großen Stoß erlitten hätte, und daß nach dem Jahre 1524 alles Vertrauen zu ihr verschwunden wäre, allein die Mönche, die aus Angst mehr als gewöhnlich gefastet und gebethet hatten, schrieben das Ausbleiben der Sündfluth ihren guten Werken zu. (Vergl. Möhsens Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg II)

* * *

Diese Neigung zur Astrologie wußte von jeher Fürsten und Völker so sehr zu fesseln, daß noch hundert Jahre später der Monarch des Hofes, den man für den Aufgeklärtesten hielt, daß der so oft mit Unrecht groß genannte Ludwig XIV. diesem Hange nicht wenig fröhnte. Nach dem Geständnisse Voltaire's, im Jahrhundert Ludwigs XIV., ließ dieser sich nicht allein öfters die Nativität stellen, sondern der Cardinal Mazarin fragte in jeder wichtigen Angelegenheit die Sterndeuter vorher um Rath, und gab ihnen ansehnliche Jahrgelder. Der erste Leibmedicus des Königs, Vautier, ein Mann von sehr mittelmäßigen Einsichten, verlangte, daß man den J. B. Morin zum Hof-Astrologen mit Gehalt bestellen, und ihn den königlichen Leibärzten zuordnen sollte. Morin selbst that dem Könige den Vorschlag, ein Collegium von wenigstens drey Astrologen zu

errichten, welche die Nativität von allen benachbarten Fürsten und den Großen des Hofes verfertigen, und bey vorkommenden Fällen darüber sich berathschlagen sollten, wie die Gesinnungen der Fürsten beschaffen wären, wenn man Krieg anfangen müßte, welche Generale, Gesandte und Minister glücklich seyn würden rc. Gewiß würde durch die Einwilligung des Cardinals dieses Collegium zu Stande gekommen seyn, hätten nicht das Privatinteresse und die richtigern Einsichten einiger Großen des Hofes die Ausführung dieses sonderbaren Projectes hintertrieben.

* * *

Merkwürdigkeiten aus der Geschichte Nürnbergs. — 1330 hat der Rath folgende Ordnung zu gemeiner Stadt Gesetzbuch zu bringen befohlen: Man soll hinfüro keine Braut, die man hingelobt, in eine Kammer bringen, und zuvor besehen lassen; bey Straf 5 Pfund Häller. — Am Hochzeittag sollen nicht mehr mit zur Kirchen gehen, als sechs Männer und sechs Frauen, samt Braut und Bräutigam. — Auf den Hochzeiten und Kindstaufen soll man durchaus nichts schenken. — Niemand soll einige Wehr noch spitzig Messer tragen, ausgenommen der Landrichter, der Waldstro-

mer, der Forstmeister und der Schultheiß mit ihrem Gesind, und die Büttel. — Die Schuhmacher sollen ihre gemachten Schuhe nicht in ihren Häusern oder Bänken, sondern in einem sonderbaren dazu erbauten Hause verkaufen. — 1342 ist gemeine Stadt nichts schuldig gewesen, und in Vorrath geblieben an Herrschaft 12 Pfund. — 1343 ist das Gesetz gemacht worden, kein Bürger soll seinen Bart mehr tragen, dann vier Wochen, auch die Haare nicht mehr an der Stirne scheiteln. Wer das überfahrt und darum gerugt wird, der soll vier Wochen fünf Meil von der Stadt seyn, ohne Gnad. — 1363 hat man angefangen, die Stadt zu pflastern. — Zu Eingang des J. 1413 haben bey währenden Winter die Wölfe in der Landschaft um Nürnberg großen Schaden gethan. Graf Ludwig zu Öttingen hat dem Rath, auf dessen Begehren, etliche Hunde und einen Knecht geliehen, durch deren Hülfe etliche Wölfe gefangen worden. Der Rath hat dem Grafen deßwegen ein Denkschreiben übersendet, worin gemeldet wird, daß ein Wolf gefangen worden, den man für den rechtschuldigen achte. Aus welchem zu vermuthen, daß man es vielleicht für eine Zauberey gehalten. — 1452 kam Johannes Capistranus, ein Barfüßermönch und Cardinal, auch der Rechten Doctor, der als päpst-

licher Missionar Teutschland durchreisete, nach Nürnberg, und predigte das Kreutz wider die Türken. Er redete lateinisch, und ein Priester seines Ordens erklärte es dem Volke in teutscher Sprache. In seiner Strafpredigt befahl er auch die Schlitten, spitzigen Schuhe, großen Wulsthauben, Bretspiele, Würfel und Karten zu verbrennen. Hierauf wurden am Tage St. Laurentii 76 Schlitten, 3640 Bretspiele, 40,000 Würfel und viele Karten auf öffentlichem Markte verbrannt. Dieser Capistranus soll mit seinem Gesellschafter Robert de la Lic für Ablaßbriefe 115,000 Ducaten aus Teutschland nach Rom zurückgebracht haben. — 1469 wurden einem Färbergesellen wegen falschen Spielen die Augen ausgestochen. — 1476 entstand im Land zu Franken zu Niclashausen an der Tauber eine große Wallfahrt zu einem Hirten, Hännslein Pfeiffer. Der stand auf, und predigte dem Volk an den Feyertagen. Es entstand von allen Orten her ein großer Zulauf vom Pöbel zu diesem Hirten, ihrem Heiligen, denn er predigte wider die Pfaffen, tadelte deren Leben, und sagte, man solle der Obrigkeit weder Zoll noch Geleitsgeld geben, alle Wälder und Wasser wären Jedermann frey. Er gab vor, die Jungfrau Maria habe ihm solches offenbaret, und rede oft mit ihm. Der Bischof von Würzburg

schickte bald Späher nach Niclashausen, welche diesen Hirten nach Würzburg gefangen führten, wo er alsdann verbrannt wurde. — Der Rath zu Nürnberg hatte seinen Unterthanen bey großer Strafe verbothen, dahin zu wallen oder zu laufen. Hierüber erhielten sie auch ein großes Lob von Papst Sixtus laut eines päpstlichen Breve, das unter dem Fischerringe an sie erging. — 1486 hat Papst Innocenz VIII. die Freyheit ertheilt, daß neben den Töchtern der Bürger und Inwohner auch andere Weibspersonen, die nicht zu Nürnberg geboren, in die dasigen Nonnenklöster dürften eingenommen werden, weil die gebornen Bürgerinnen gewöhnlich so zarten Leibes, daß sie keiner Arbeit vorstehen mögen. — Als Kaiser Maximilian I. von dem Reichstage zu Nürnberg wieder hinwegreiten wollte, fielen ihm die Handwerksleute daselbst, die ihm Kriegsrüstung und andere Waaren verfertigt hatten, in den Zaum, und verlangten ihre Bezahlung. Die Forderung belief sich auf 8000 Goldgulden. Der Kaiser hoffte, daß der Rath diese Schuld bezahlen sollte, und nahm sehr ungnädig auf, als er sich dessen weigerte. — 1512 schrieb Kaiser Maximilian von Landau aus, nach Nürnberg, daß man Albrecht Dürern dem Kaiser zu Ehren zu Nürnberg von allen Auflagen, Um-

geld, Steuern befreyen solle. Seit 1516 ließ ihm der Kaiser jährlich von seiner Stadtsteuer in Nürnberg 100 Gulden auszahlen. — 1539 wurde ein Geschlechter, mit Nahmen Vieland, mit dem Schwert gerichtet, nachdem er wegen des Hängens erbethen worden. Er hatte sich auf das Stehlen gelegt, und sich dessen nicht mehr erwehren können, da er es doch nicht bedurfte. — 1548 ist der Kanzley durch den Rath befohlen worden, der Kaiserlichen Majestät hinfür das Prädicat „Unüberwindlichst" zu geben, welches bis auf diese Zeit nicht in Gebrauch gewesen. — 1629 schickte Herzog August von Coburg dem Rath zwey junge Bären, die bey Sunnenberg in dem Wald gefangen worden. Der Rath schenkte ihm dagegen einen Elephantenzahn 158 Pfund schwer. — 1653 wurde in der Vorstadt Wöhrd vor dem Rathhause ein Alraun verbrannt, den ein Dachdecker daselbst hinterlassen. — 1663 ist ein Haus am Zipfelshof abgebrochen, und an einen andern Ort zu bauen befohlen worden, weil die Einwohner desselben schon bey vier Jahren vor dem Teufelsgespenst haben keine Ruhe haben können. — 1674 wurde die erste politische Zeitung unter dem Titel: Teutscher Kriegs Curier zu Nürnberg gedruckt. (Aus ungedruckten Chron. in Meusels hist. lit. Mag.)

* * *

Die Treulosigkeit des preußischen Geheimen Raths Galster, die dem Staate bedeutende Summen gekostet hatte, war dem großen Könige Friedrich II. entdeckt und bewiesen worden. Galster ward cassirt, und kam nach Spandau. Er hatte da schon eine Zeitlang gesessen, wo er mehrere Zimmer bewohnte, und täglich auf dem Walle herumgehen konnte, als sein Bruder folgenden schönen und rührenden Brief an den König schrieb: „Ich bin der Bruder des unglücklichen Galster, dessen schwere Vergehungen Eure Majestät mit Recht strafen, dem ich aber fast mehr zu verdanken habe, als meinem Vater. Ich stehe im Magdeburgischen als Prediger auf einem kleinen Dorfe, und habe sieben lebende Kinder bey meiner Einnahme, die nicht hinreicht, sie zu unterhalten. In seinem Wohlstande that dieß mein Bruder reichlich. Jetzt hätte ich Gelegenheit mich dankbar zu bezeigen, da ich zu einigen Mitteln gekommen bin. Mein Bruder ist alt, arm, krank und gefangen. Schenken Sie mir, Sire, diesen elenden Mann, damit ich ihn zu mir nehmen, und als Bruder verpflegen könne." — Der König ward durch diesen Brief gerührt, und antwortete dem Prediger, „Ich gebe euch euern Bruder los, so wie ihr mich darum gebethen habt, und da ihr sagt, daß er arm sey, so habe ich ihm eine Pension von fünf-

hundert Thalern zugelegt. Er soll aber bey euch und in eurem Bezirke bleiben, weder an mich schreiben, noch auswärtige Correspondenz führen. Handelt er hierwider, so kommt er auf Lebenslang nach Spandau." (Zimmermanns Fragmente. II. 163.)

* * *

Carl II. von England gab der damahls noch wenig bedeutsamen Londoner Royal Society die Frage auf: Warum ein todter Fisch mehr wiege als ein lebendiger? Die Mitglieder dieser Akademie schrieben große weitläufige Abhandlungen über diesen Gegenstand, bis es ihnen endlich einfiel, zu untersuchen, ob das Factum, das zu erklären sie sich in Hypothesen erschöpften, auch wirklich richtig sey, und da fand sich dann, daß der König sie aufgezogen hatte, denn der todte Fisch wog genau so viel, als er wog, wie er noch am Leben war. (Kiesewetter Erinnerungen. II. 385.)

* * *

Garrik. — Ein taubstummer schottischer Mahler, mit Nahmen Shireff, hatte so guten Unterricht in Schottland genossen, daß er die englische Sprache vollkommen verstand. Er bewunderte Shakespeare's Meisterstücke bis zur Schwärmerey und

eben so den Schauspieler Garrik, der den großen Dichter wieder auf die englische Schaubühne zurückführte. Mit letzterem wurde er so bekannt. Um das Jahr 1773 kam der junge Shireff als Miniaturmahler von Edinburgh nach London. Er brachte mehrere Empfehlungsbriefe mit, und besonders einen an Hrn. Caleb Whiteford, welcher ihn seines liebenswürdigen Charakters wegen sehr schätzte, und sich nicht genug über die seltene Erscheinung eines gebornen Taubstummen wundern konnte, der das Englische so vollkommen verstand, daß er die besten englischen Dichter las, und sich nicht nur richtig, sondern auch mit Auswahl im Schreiben ausdrücken konnte. So oft ein Stück von Shakespeare aufgeführt ward, und vornehmlich, wenn Garrik darin auftrat, bemerkte Herr Whiteford, daß Shireff niemahls die Vorstellung versäumte, wobey er zu verstehen gab, daß er diesen Schauspieler unter allen am vollkommensten verstände. Wenn er aus dem Schauspiele nach Hause kam, pflegte er Garriks ganzes Geberdenspiel Stück für Stück zu wiederhohlen, und machte ihm durch Zeichen begreiflich, wie sehr er wünsche, mit einem so trefflichen Nachahmer der Natur persönlich bekannt zu werden. Zu diesem Zwecke dichtete er folgende Verse, die er an Garrik gelangen ließ:

When Britains Roscius on the stage appears,
Who charms all eyes, and, I am told, all ears,
With ease the various passions I can trace,
Clearly reflected from that wondrous face,
While true conceptions, with just action join'd
Strongly impress each image on my mind;
What need of sound? when plainly I descry
Th' expressive features, and the speaking eye;
That eye, whose bright and penetrating ray
Does Shakespeare's meaning to my soul convey.
Blest commentator on great Shakespeare's text!
When Garrik acts, no passage seems perplext.

(Erscheint Britanniens Roscius auf der Bühne, er, der Aller Augen bezaubert, und, wie man mich versichert, auch Aller Ohren, dann kann ich leicht die Leidenschaften mahlen, wie sie sich klar auf diesem wunderbaren Antlitz abspiegeln. Drückt nur treue Auffassung mit richtiger Geberde jedes Bild tief in mein Gemüth, was bedarf ich dann des Schalles? wenn ich vollkommen erspähe die ausdrucksvollen Mienen und das sprechende Auge, deß heller und eindringender Strahl Shakespeare's Gebild in meine Seele trägt. Glücklicher Ausleger von Shakespeare's Text, begleitet ihn dein Spiel, dann dünkt uns nichts in ihm verworren.)

Garrik, wie leicht zu errathen, las diese Verse

mit Erstaunen. Schriftsteller und Dichter hatten ihn oft zum Gegenstande ihres Lobes gewählt, aber die Bewunderung eines Taubstummen, war ihm etwas Neues und Außerordentliches. Er verlangte recht sehr den Jüngling zu sehen, welcher den Mahler und Dichter in sich vereinigte. Man veranstaltete eine Zusammenkunft, die ungemein interessant war. — Garrik behielt von Stunde an eine Zuneigung für einen so geschickten Künstler und ward ihm Freund und Rathgeber. Sheriff pflegte von ihm zu sagen: Sein Gesicht sey eine Sprache gewesen. Welch bewundernswerthe Kunst des Schauspielers, die selbst dem Taubstummen sich verständlich zu machen wußte. (Murphey's Life of Garrik.)

* * *

Unter der Aufschrift Schnitzer hat Denis in seinen Lesefrüchten eine Menge jener literarischen Fehler und Versehen gesammelt, die man gewöhnlich Bévues littéraires nennt. Einer der drolligsten solcher Schnitzer ist ihm aber unbekannt geblieben, um so artiger, da Denis eigener Nahme und der Titel eines seiner Werke die Veranlassung dazu gegeben hat. Ein florentinischer Kunstrichter, der die abgekürzten Citaten: „Denis Bücherkunde" irgendwo fand, hielt Denis für den Taufnahmen

und Bücherkunde, für den Nahmen des Verfassers. Und hieraus machte er den neuen sonst nie erhörten Schriftsteller-Nahmen Dyonisius Bücherhund. (Si sa dal testimonio di Dionisio Bücherhunde. S. Novelle letter di Firenze 1778. p. 283).

* * *

Ursache des Mysticismus. — Man hat manchmahl geklagt, daß die Mystik sich in die teutsche Literatur, besonders in die Poesie einschleiche; aber man hat lange die Ursache davon nicht gekannt. Diese ist in der Leipziger allgemeinen Modenzeitung aufgedeckt (1812 Nr. 47). Es ist keine andere, als die Mütze.

„Man erscheint, so ist daselbst zu lesen, in der Mütze zu Hause und in der Gesellschaft. Sie umnebelt den Kopf und hindert den Geist am freyen Auffluge; sie erstickt dichterische Phantasien und erzeugt den Aberglauben und mystische Albernheiten."

Man muß sofort nachsehen, ob die Mystiker wirklich Mützen tragen, und wenn man das findet, wie nicht zu zweifeln ist, sie ihnen wegnehmen, damit nicht ihre dichterischen Phantasien, wohl aber die Mystik erstickt werde.

* * *

Druckfehler. — Sie sind das Kreutz der Schriftsteller, besonders die, welche einen Sinn geben, aber einen schlechten und verkehrten. Oft aber dienen sie auch zur Ergetzlichkeit des Lesers. Manche sind bloß lustig, wie ein einfaches Mißverständniß, manche aber sind so auffallend und merkwürdig, daß das Schicksal in einer guten Laune absichtlich damit gespielt zu haben scheint.

In einer Schweitzerzeitung las man von hundstäglichen Decreten; man meinte nicht Decrete aus den Hundstagen, sondern bundestägliche (vom Bundestage.) — „Den ... wurde die zweyte Abtheilung des ... schen Armee-Corps feyerlich beerdigt." Zu lesen beeidigt. — In den Thüringischen Erholungen wird unter die Gesellschaften, wo es auf geistreiche Unterhaltung abgesehen ist, auch die Kindertafel in Berlin gerechnet. Es ist die von Zelter gestiftete Liedertafel. — In einem Intell. Blatte wurde vor einigen Jahren eine neu erfundene, approbirte echte Conversations-Schönheits-Gesichts- und Hand-Pomade angekündigt. Es war klar, daß man die Conservation meinte. — Aber wer würde unter den nöthigen Reflexionen, unter welchen sich das Licht zeigt, deren einst im Morgenblatt erwähnt wurde, die röthlichen Reflexe ge-

sucht haben? — Ebendaselbst ward einmahl erzählt: Madame H. habe die Parthie des verbrannten Helden gegeben. Es war von der Rolle des Cinna die Rede, des Verbannten. — Auch ward einst dort, ein in Paris erschienenes Erbauungsbuch von Humbert de Superville angeführt unter dem Titel: Jesus, ein dramatischer Versuch. — Ein Druckfehler ist es wahrscheinlich, aber wie soll man lesen? — „Auf die Festung, welche auf einem nackten, runden Berge liegt, führt ein Spitalweg" lies Spiralweg. — „Der hohe Adel und die niedern Bewohner der Stadt." Wer würde in diesem schönen und tüchtigen Gegensatze einen Druckfehler suchen? und doch soll es biedern heißen. — Der Übersetzer von Denon's Reise in Ägypten, Th. 1. S. 167. nennt die Pyramiden reisemäßige Monumente. Das wäre doch das letzte Beywort für die Pyramiden! Natürlich meinte er riesenmäßige. — Zuweilen pflegen die Druckfehler auch zu wandern. In einer hiesigen Zeitschrift 1812 Nro. 142 lasen wir in dem Berichte von einem Conzerte, es sey vorgekommen: „eine Polonaise geblasen von dem ausgezeichneten Obristen Westenholz;" so aber stand früher buchstäblich im Morgenblatt, Nro. 261, 1812. Dieser ausgezeichnete Herr Obrist aber ist der wirklich vortreffliche

Oboist W. — In dem Roman: die schauerlichste Nacht meines Lebens, von Fr. von Thümmel, steht S. 221 zu lesen: „Nein, rief er zornig und stieß den vollen Becher auf den marmornen Tisch, daß der Stein herausspritzte.“ Welch ein Stoß!! Wahrscheinlich soll es aber: der Wein heißen. — Der Stammvater der Druckfehler scheint: Spalmorum statt Psalmorum. Er findet sich nach Denis Bemerkung in der Unterschrift des ältesten datirten Druckwerkes, des Maynzischen Psalters von 1457. — Einige sehr artige theilte das Morgenblatt mit, z. B. Der langöhrige Director einer gelehrten Gesellschaft, lies: langjährige; schaafsinnig, statt scharfsinnig; Engel schweben auf dein Abendbrot, statt Abendroth. — Es gibt auch gemachte Druckfehler. Scarron hatte seinen Gedichten eine Dedicationsepistel an das Lieblingshündchen seiner Schwester, welches er Dame Guillemette nannte, vorgesetzt. Nach der Zeit veruneinigte er sich mit seiner Schwester, und als seine Gedichte eine neue Auflage erlebten, setzte er unter die Druckfehler: Au lieu *de la chienne de ma Soeur*, lisez: *Ma chienne de Soeur*. — Im Morgenblatte 1813, Nro. 27 wird aus Lissabon erzählt: Vor jedem Fenster eines jeden Hauses durch alle Stockwerke sey ein kleiner Al-

tar, welcher die Wohnungen noch angenehmer machen würde, wenn die Ausdünstungen des Gassenkothes nicht unerträglich wären. Man lese Altan, und alles wird verständlich. — In einem gut geschriebenen Romane: Henriette Gräfinn von Barnow heißt es S. 168: Er suchte es ihr fühlbar zu machen, daß der Mensch seiner Pflicht sich nicht entziehen dürfe, und wenn sein Herz darüber brechen sollte, denn ohnedieß gebe es keine Ruhe und kein Glück im Himmel und auf Erden!" Ohnedieß? ohnehin? gleichsam bekanntlich? Offenbarer Unsinn! Es soll heißen: ohne dieses, außerdem, daß man seine Pflicht thut. — Unter der Aufschrift Armeebefehl, steht im Bayreuthischen Regierungsblatte 1809 S. 25 wörtlich die Anzeige: N. N. Lieutenant sey mit Tod abgegangen.

*
* *

Dutens erzählt in seinen interessanten Memoiren folgenden charakteristischen Zug aus dem Privatleben Friedrichs II. Der Oberst Guischard, genannt Quintus Icilius, theilte die Anekdote dem Wiedererzähler mit. Abbe Bastiani und Milord Mareschall bestätigten Alles durch ihre Zusätze.

Quintus Icilius, der lange der königlichen Gunst

genossen, besaß viel Witz, große Kenntnisse, und war, obgleich ein feiner Hofmann, doch nichts weniger als ein feiler Schmeichler. Er verliebte sich in eine junge, liebenswürdige, reiche Witwe, ward wieder geliebt und wollte sie heirathen. Allein der König sah es nie gern, wenn seine Vertrauten an Vermählung dachten. Er sagte: Ich darf ihnen dann kein Geheimniß mehr vertrauen, aus Furcht, sie beichten es ihren Hälften wieder. Quintus machte mehrere vergebliche Versuche, des Königs Erlaubniß zu erhalten. „Warum mich denn schlechterdings verlassen, lieber Quintus?" sagte der König einst zu ihm, indem er ihn umarmte. „Sie geben doch zu, daß Sie mir lieb sind. Aber wenn Sie eine Frau nehmen, ich seh's voraus, müssen wir uns trennen."

Die abschlägige Antwort machte dem guten Quintus böses Blut. Er sprach fast gar nicht mehr mit dem Könige. Zwar mußte er täglich an des Königs Tafel speisen; immer aber hatte er grollende Miene. Der König bemerkte es; es verdroß ihn, und er nahm sich vor Rache zu üben.

Friedrich pflegte gewöhnlich über Tafel irgend einen der Tischgenossen zur Scheibe seines Witzes zu machen. Marquis d'Argens, der beständig bey ihm aß, hatte seit zwanzig Jahren dazu gedient; er war eben abwesend. Quintus sollte nun herhalten. Als

er ihn wieder übeln Humors bey Tische sah, wandte er sich mit den Worten an ihn: „Quintus, ich habe die größte Lust Ihre Lebensbeschreibung zu machen.“

Wie es Ew. Maj. gefällt, ich fürchte mich nicht!

„Je nachdem!“ sagte der König, „Wenn ich nun zum Beyspiel folgender Maßen anfinge: „Es war einmahl ein gewisser Guischard, Sohn eines Töpfers von Magdeburg.“

Was macht's Sire? Töpfer oder Porcellanhändler, ich drehe dafür nicht die Hand um!

Es ist bekannt, der König hatte eine Porcellan-Fabrik angelegt, und es wurde darin für seine Rechnung gearbeitet und verkauft. Der König, etwas betroffen, fuhr aber in seiner Rede fort: „Es begab sich, daß dieser Guischard die Ehre hatte, zu des Königs Umgang zu gelangen, so wenig er es auch verdiente.“

Desto schlimmer für den König, der Leute zu seinem Umgang wählte, die es nicht verdienten.

Alle Gäste erschracken über Guischard's Kühnheit. Der König aber ließ sich nicht stören und erzählte weiter:

„Noch mehr! wiewohl derselbe niemahls im Feuer gewesen war, hatte er dennoch drey Bataillons zu befehligen, mit denen er aber eigentlich

nicht den Krieg machte, sondern plünderte und marodirte."

O was das betrifft, Ew. Maj. wissen wohl, wir haben die Beute mit einander getheilt.

Er spielte damit auf die beym Grafen von Brühl gemachte an. Der König verstand ihn, die andern wußten nicht, wovon die Rede war. Seine Majestät runzelte die Stirne; jeder schien in Verlegenheit. Endlich nach mehreren pikanten Zügen, die aber eben so lebhaft auf der Stelle erwiedert wurden, schloß der König:

„Nun Quintus! was sagen Sie dazu? Bin ich nicht ein guter Geschichtschreiber?"

Wahrlich, Sire, wenn ich's frey sagen darf, die Könige sind oft herzlich schlechte Autoren, thäten besser, sich mit ihren Staatsangelegenheiten, als mit Gelehrsamkeit zu befassen, wo sie selten etwas leisten.

Jeder schlug den Blick auf den Teller nieder und wagte nicht den König anzusehen. Man fürchtete jeden Augenblick, Quintus werde zum Fenster hinausgeworfen werden. Der König blieb sich aber gleich. — Das Mahl war zu Ende. Man stand auf. Die Gesellschaft ging in den anstoßenden Saal, den Kaffeh zu nehmen, nur Quintus Icilius fehlte. „Wo ist denn Quintus? rief der König, da er ihn nir-

gends sah; will er denn nicht den Kaffeh nehmen." Man sagte ihm, er habe sich zurückgezogen. „Wie? schmollt er etwa mit mir? Sucht ihn auf. Es soll Alles vergessen seyn."

Man suchte ihn auf. Er aber wollte nicht kommen. Der König schickte den Abbe Bastiani mit dem Befehl, er solle ohne weiters kommen. Die Antwort war: „Sagen Sie dem Könige nur, wenn er Narren an seiner Tafel wolle, müsse er sie besser bezahlen." — Der Abbe kam allein zum Könige und brachte ihm die Antwort, wie er sie bekommen. Friedrich lachte laut auf. „Morgen wird er wohl besserer Laune seyn!" sagte er.

Quintus verließ folgenden Tages früh um vier Uhr Sanssouci und ging nach Potsdam. Der König, als er es erfuhr, war sehr ärgerlich. Es verstrich einige Zeit; darauf schrieb ihm Quintus und bath um Einwilligung zur Heirath. Friedrich gab keine Antwort. Ein anderer Brief; — eben so vergeblich. Er schickte sechs Briefe nach einander — keine Antwort. Beym siebenten endlich schrieb ihm der König: „Quintus, Sie haben mich grausam beleidigt. Indessen wenn Sie Verzicht darauf thun, sich zu vermählen, verzeihe ich Ihnen und gebe ihnen meine Gewogenheit wieder." Quintus antwortete: „Sie

re, statt aller Gnadenbezeigungen von Ew. Maj. bitte ich um Erlaubniß, mich zu verheirathen."

Der König erlaubte es, aber von nun an wollte er ihn nicht mehr sehen. Quintus, der sich mit seiner Frau gern auf deren Güter begeben hätte, mußte in Potsdam bleiben, wie im Stadtarrest. — Zwar durfte er endlich wieder zum Könige kommen, aber in dem Maß wie vorher genoß er dessen Gunst nie wieder.

*
* *

Das dreyzehnte und vierzehnte Jahrhundert hat eine große Anzahl von Ausübern und Freunden der Arzneywissenschaft aufzuweisen. Der unwiderstehliche Reitz hiezu lag freylich in dem großen Ansehen und den noch größern Reichthümern, welche sie ihren glücklichen Verehrern gewährte. Der berühmte Arzt Thaddäus erhielt in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts größere Freyheiten in Bologna, als irgend ein anderer Lehrer bis dahin genossen hatte, und er erwarb auch größere Schätze, als je ein anderer Arzt vor ihm. Da er einst zum Papst gerufen wurde, weigerte er sich eher abzureisen, als bis man ihm für jeden Tag hundert Goldstücke versprochen hatte. Nach vollendeter Cur konnte der Papst nicht umhin, sich über den unge-

heuren Preis zu wundern, welchen Thaddäus auf seine Hülfe gesetzt hatte, allein dieser antwortete dem Papst kecklich, daß er sich vielmehr wundere, wie das Haupt der ganzen Christenheit sich über die geforderte Belohnung beschweren könne, da kleine Fürsten, und selbst Edelleute, fünfzig und mehrere Goldstücke für jeden Tag zu zahlen pflegten. — Noch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zog Maitre Jacques Cottier von dem lebenshungrigen Ludwig XI. in einer Zeit von sieben Monathen die ungeheure Summe von beynahe hundert tausend Thalern. (Meiners Vergl. d. Mittelalters. III. 78.) — Welch gefährliches Spiel dagegen die Ärzte zur selben Zeit nicht selten spielten, davon mögen folgende Beyspiele zeugen: Den König Johann von Böhmen befiel im Jahr 1337 eine so bedeutende Augenkrankheit, daß er zwey fremde Ärzte zu sich berief, einen Araber und einen Franzosen, aber beyde fruchtlos. Der Araber durfte ungestraft zurück, weil man ihn ein sicheres Geleit gegeben hatte, aber den Franzosen ließ Johann wegen seines schlechten Heilverfahrens in einen Sack nähen, und in den Oderstrom werfen. — Dasselbe Schicksal hatte im Jahre 1371 ein anderer Franzose, der den Erzbischof Gerlach von Mainz von einem Leibesübel heilen sollte, ihn aber dagegen durch ein allzu

starkes Abführungsmittel in das Grab beförderte. Der Arzt ward ohne Gnade in dem Mayn ertränkt.

* * *

Während des Aufruhrs der castilianischen Städte gegen Carl V. (1504) zeigte sich ein democratischer Dorfpfarrer zu Medina bey Avila dem Volksführer Padilla so gewogen, daß er jedesmahl Sonntags in der Predigt sagte: Meine Brüder, ich empfehle euch ein Vater unser und ein Ave zu bethen für den heiligen Bund, der immer bestehen möge, und ein anderes Vater unser für die Majestät des Königs, Juan de Padilla, damit Gott ihm Wohlergehen gebe, so wie für die Königinn, seine Gemahlinn, denn diese sind unsere wahren Könige. Das währte drey Wochen. Da kamen Padillas Kriegsvölker in das Dorf, und schalteten nach Soldatenmanier, sie legten sich in die Pfarre, aßen dem Geistlichen seinen Speck auf, tranken seinen Wein, und entführten beym Abzuge seine Haushälterinn. Sonntags darauf sprach der Pfarrer: Ihr wißt, meine Brüder, was sich hier in dieser Woche mit dem Padilla zugetragen hat. Jedermann hat gehört, wie die Soldaten bey mir gelegen; nicht ein Huhn, nicht ein Fäßchen Wein haben sie mir gelassen, und am Ende noch mein ar-

mes Käthchen mitgenommen, wie männiglich bekannt. Darum Brüder bethet nicht mehr für den Padilla, sondern für Carln und die Königinn Joanna, seine Mutter, unsern wahren König und Herrn. (Guevara Epist. Famil. I. 150.)

* * *

Eine Schweitzerzeitung vom 23. October 1803 enthielt folgenden interessanten Beytrag zur Geschichte des Parteygeistes aller Zeiten: „Die Einwohner des Dorfes Zimmerwald sind endlich müde geworden, sich von niederträchtigen Personen mit dem Nahmen Patrioten nennen zu hören, sie dürfen sich schmeicheln, daß sie vor, bey, und nach der Revolution keiner Thaten sich haben zu Schulden kommen lassen, welche diesen Nahmen verdienten, sondern jederzeit als rechtschaffene Männer und biedere Schweitzer sich betragen haben. Sie erklären diejenigen, so sich erlauben, diese Einwohner Patrioten zu nennen, so lange für schamlose Ehrendiebe, bis selbe einige That auf sie erweisen können, die einen solchen Nahmen verdiene."

* * *

Nicolaus Fouquet, General-Intendant der Finanzen unter Ludwig XIV., ein Mann von ungeheurem Reichthum und noch größerem Hochmuthe, hatte sich zur Devise ein Eichhörnchen gewählt, strebend, einige auf dem Gipfel eines hohen Baumes befindliche Lilien zu erreichen, mit der Unterschrift:

Que n'y monterois-je?

Der König der dieß erfuhr, sagte darauf:

Il faut couper les pattes à cette bête là.

Und bald darauf erhielt er seinen Abschied.

* * *

Keines europäischen Staates Geschichte beschreibt so viele Thronrevolutionen, wie die des schwedischen Reiches; denn allenthalben spricht sie von Ermordungen, Enthauptungen, Vertreibungen, Entsetzungen und Entsagungen der Könige. Man könnte behaupten, daß die verschiedenen Dynastien, welche in Schweden vom eilften Jahrhundert an, regiert haben, nur darin gewetteifert hätten, die größere Zahl von verunglückten Regenten darzustellen. — Unter den Königen aus dem Hause Stenkill bemerkt man zwey Ermordete, Erich VII. und Erich VIII., beyde in einem und demselben Jahre. Unter den Königen aus

dem Hause Suerker zählt man drey Getödtete, nähmlich Suerker I., Carl VIII. und Suerker II. Unter den Königen aus dem Hause Bonde wurde Erich IX., dessen Regierung zwischen der des Königs Suerker I. und Carl VIII. fällt, im Jahre 1161 enthauptet und im Jahre 1164 canonisirt. Unter den Folkungischen Königen wurden die Entsetzungen üblich, und solche trafen Waldemar I. (im J. 1275), Birger (1321) Hako II. (in demselben Jahre). Albert von Mecklenburg (im J. 1398). Unter den Königen der vereinten drey nordischen Königreiche wurde Erich der Schwester-Enkel der Königinn Margaretha, welche die Union von Calmar gestiftet hatte, im J. 1439 entsetzt; Christian I. im J. 1464 verjagt, und dasselbe Schicksal hatten Johann I. im J. 1501 und Christian II. im J. 1521. Unter den Königen aus dem Hause Wasa wurde Wasa's nächster Nachfolger entsetzt und verhaftet, Sigismund entsetzt, und um von Gustaph Adolph des Großen Tode gar nicht zu reden, die Königinn Christine zur Entsagung vermocht. Unter den Königen aus dem Hause Pfalz-Zweybrücken starben Carl Gustaph und Carl XII. eines sehr zweydeutigen Todes. Endlich unter den Königen aus dem Hause Olden-

burg oder Holstein-Gottorp hatten Gustaph III. und Gustaph Adolph IV. die Schicksale, deren Augenzeugen wir gewesen sind.

* * *

Seltsamkeiten. — Julius Cäsar hatte die fallende Sucht; Muhamed deßgleichen; doch waren beyde sehr genialische Menschen. Luther scharmuzirte mit Tintenfässern gegen den Teufel und Newton, den Voltaire das größte Genie nannte, welches je auf Erden lebte, schrieb einen Commentar über die Apokalypse. Der Cardinal Richelieu trotz alles seines Geistes bildete sich zuweilen ein, er sey ein Pferd. Dann gallopirte er um das Billard herum, schlug links und rechts mit den Beinen gegen die Domestiken aus, und machte oft Stunden lang einen fürchterlichen Lärmen. Darauf brachten ihn seine Leute ins Bett, deckten ihn warm zu, er schlief ein und gerieth in einen starken Schweiß. Wenn er aufwachte, wußte er kein Wort von seinen Gallopaden und Courbetten, und nichts von Allem, was vorgefallen war.

So auch der große Chatam, Pitts Vater. Zuweilen, wenn sein Geist nicht mit Europa beschäftigt war, wüthete seine unaussprechliche Thä-

tigkeit wieder ihn selbst; er gerieth in eine übernatürliche Begeisterung, ja, er mußte einige Mahle gefesselt werden. Der König wollte ihn zum Pair und Herzog machen, wenn er neben dem Lord Germain hätte dienen wollen, der bey Minden die Ehre verloren hatte. Chatam wollte aufstehen und für die Würde seiner Nation reden, aber der Unwille übernahm ihn. Er sank sterbend in die Arme des Lord Portland.

Solche Erscheinungen sind nichts Unerhörtes; — sah doch auch Pascal oft mitten in seinen tiefsten Speculationen einen furchtbaren Abgrund neben seinem Schreibpulte; — der nichtsglaubende Hobbes zitterte im Finstern vor Gespenstern und Hexen; — Lord Napeir, der scharfsinnige Erfinder der Logarithmen rechnete aus der Apocalypse den jüngsten Tag ganz bestimmt aus, sah ihn mit Todesangst kommen, und überlebte ihn, um verlacht zu werden.

Der sonst kenntnißreiche und überaus angenehme Prinz Louis Jules de Bourbon empfand oftmahls einen unwiderstehlichen Trieb zum Bellen. Niemand konnte dabey seine Stimme von der eines kleinen Hundes unterscheiden. Einmahl überfiel ihn dieser Hang im Thronzimmer des Königs, während einer feyerlichen Au-

dienz. Nicht ohne Zuckungen rannte er an ein Fenster des Saales und bellte, den Mund mit dem Schnupftuch verhaltend, so leise als möglich zum Fenster hinaus. (Archiv. 1810. S. 24.)

* * *

Merkwürdig ist es, daß noch am 6. December 1785 aus dem pfalzbairischen Cabinet folgendes Circular erging: „Man nihmt höchster Orten wahr, daß man sich an die Belletristische Schreibart auch bey den Kanzley- und Gerichtsstellen je länger, je mehr gewohnt, und nach solcher zum Exempel die Worte Carl und Churfürst mit dem Anfangsbuchstaben K auch die lateinischen und vom lateinischen abstammenden Wörter nur mit teutschen Buchstaben, wie z. B. Exzepzion, Execuzion statt exception, execution zu schreiben pflegt. Gleichwie aber seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit an diesen und dergleichen affectirten Neuerungen kein Vergnügen tragen, so hat man davon abzustehen und sich hinführo an den gewöhnlichen Canzley- und Gerichtsstylum zu halten.

* * *

Luigi Alemanni, ein Florentiner und Feind des Mediceischen Hauses, auch als Dichter bekannt und geschätzt, mußte, als Kaiser Carl V., um den Unruhen in Florenz ein Ende zu machen, einen Mediceer mit uneingeschränkter Macht dort zum Herrscher einsetzte, sein Vaterland meiden, und schloß sich seit der Zeit an den König Franz I. von Frankreich. Mehrere Mahle schickte ihn dieser als Gesandter nach Italien, sogar an den Kaiser selbst. Als er einst in einer Anrede an diesen mit großem Pathos den kaiserlichen Adler anführte, recitirte Carl lächelnd eine Stelle aus einem Gedichte Alamanni's, worin er den kaiserlichen Adler einen Raubvogel nennt, der, nur um alles besser zu verschlingen, zwey Schnäbel habe:

L'aquila grifagra,
Che per più divorar, due becchi porta.

Der Dichter ließ sich indeß nicht irre machen, ohne seine Fassung zu verlieren, erwiederte er: Man spricht ganz anders zu einer Zeit in Versen, anders zu andern Zeiten in Prosa. Man muß den raschen Einfall eines Jünglings, der seine Verbannung nicht so leicht verschmerzen konnte, nicht mit der Überzeugung eines ernstern, gesetztern Alters verwechseln. (Bouterweck Gesch. d. ital. Poes. I. 240.)

* * *

Aus den noch vorhandenen Protokollen der Sessionen der Ritter des goldenen Vließ-Ordens ersieht man, daß die Glieder derselben unter Carl V. ein großes Ansehen behaupteten, und ihr gegenseitiges Betragen einer strengen Rüge unterwarfen, von der selbst der gewaltige Kaiser, als Großmeister, nicht ausgenommen waren. So wurde ihm in einem Ordens-Capitel 1531 vorgeworfen, daß er öffentliche Angelegenheiten langsamer expedire, sich mit Kleinigkeiten beschäftige, und Sachen von Wichtigkeit verschiebe, daß sein geheimer Rath, den er überdieß selten oder gar nicht befrage, nicht aus einer hinlänglichen Anzahl von Mitgliedern bestehe, daß die Justiztribunale nicht mit tauglichen Männern besetzt wären u. s. w. — Der Kaiser nahm die Vorwürfe mit Güte auf, und versprach mit vielen Entschuldigungen den gerügten Mißbräuchen, soviel möglich abzuhelfen. — 1545 in einem andern Capitel beklagte man sich, über ihn, daß er sich zu sehr den Gefahren des Krieges Preis gebe, daß er Schulden gemacht habe, die ein lautes Murren der Gläubiger veranlaßt hätten, dann ersuchte man ihn, die Ordenscapitel fleißiger zu besuchen, als bisher geschehen wäre. (S. Ayreri Diss. de Ord. Aur. Vell. Gott. 1788 und Malte-Brun Annal. de Voy. IX)

*

* *

Als die holländischen Bevollmächtigten in Utrecht bey der Wiedervereinigung der Höfe von London und Versailles merkten, daß man ihnen einige Artikel des Friedens geheim hielt, erklärten sie den französischen Ministern, daß sie sich zur Abreise aus Holland anschicken möchten. „Non Messieurs, erwiederte ihnen der Cardinal von Polignac, Nous traiterons chez Vous, nous traiterons de Vous et nous traiterons sans Vous. (Archiv 1810. S. 464.)

* * *

In den Cassen des Kaisers Rudolph II. war 1610 zu Prag ein solcher Mangel an Barschaft, daß man dem Einkäufer aus der Hofküche, der nur noch einen einzigen Gulden in Rest hatte, als er sich bey der Kammer um weitere Geldverordnung meldete, den Bescheid ertheilte, er solle sich mit dem Gulden so lange behelfen, als er könnte, denn für dießmahl sey nichts vorhanden. (P. Wolff's Gesch. Max I. I. 210.)

* * *

Kleinigkeiten. — Dupuy, der Herausgeber der Perroniana sagt ganz keck (Amsterd. 1669. p. 163) Gretserus est grandement louable, *il a bien*

de l'esprit pour un Allemand. — Man hat sogar versucht, die Wohlthaten Gottes gegen die Welt zu berechnen, und da kömmt heraus, daß die Summe derselben in zwölf Jahren größer ist, als die Zahl des Sandes, woraus die ganze Erdkugel um und um besteht. Wenn ferner 100,000 Millionen Engel, deren jeder in einem Tage 100,000 Millionen Bogen voll schriebe, in einem fort 100,000 Millionen Jahre schreiben würden, so würden sie doch die Zahl der Bogen, der der göttlichen Wohlthaten nicht gleich bringen. Wer dieses Alles berechnet, und mit arithmetischen Exempeln bestätigt lesen will, findet es in J. Schmidts biblischen Mathematicus S. 98. — Der beyden Könige Salomo und Hiram von Tyrus angebliches Brief- und Räthsel-Negotium hat Fabrizius gesammelt in seinem Codex Pseudepigr. Tom. V. p. 1022. — Ohne einen weitern Beleg anzuführen, sag der anonyme Verfasser des Werkes: Leben, Thaten und Meinungen des Dr. Menade Halle 1777. Bd. 1. S. 36.: „der berühmte Schurzfleisch rechnete sich die Bücherdieberey zur Ehre, ja sogar als ein heiliges Werk an, und schrieb in manches seiner Bücher: Hunc librum abstuli ex Bibliotheca Vaticana; hunc ex Bibl. Mediolana etc. V. Crenius Diss, de Furibus litterariis.

Leyden 1705. — Der fromme, todtkranke Theologe J. Wallis, erbath sich, als ein gehorsamer Sohn von seinem Rector die Erlaubniß zu sterben, erhielt dieselbe und starb. (Pelzel S. 85.) — Der alte Theologe, B. Lossius sagt: Man ist Gott zu lieben, niemahls verbunden, nicht bey empfangenen Wohlthaten, nicht in der Stunde des Todes, auch nicht wenn man als Märtyrer leiden soll, denn alsdann ist die Attrition, die Verabscheuung der Sünden aus Furcht vor Gottes Strafe hinreichend. Hurtado de Mendoza bestimmt, man müsse Gott jährlich einmahl lieben, Conrich meint alle drey oder vier Jahre, Henriquez alle fünf Jahre. — Zoologische Kenntnisse in Schweden vor Linné. Der Papst Honorius III. verboth im Jahre 1219 in einem Briefe an die schwedischen Bischöfe, die „Fisicam" zu studieren. Der Schwede Olaus Magnus theilte in seiner Histor. Gent. Septentrion. Romae 1532 das Thierreich in vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, sonderbare Fische und Insecten. In einer zu Upsala 1625 erschienenen Dissertation heißt es: „Die Seethiere sind theils vierfüßige, wie die Kuh, das Krokodill, die Otter; theils kriechende wie die Wasserschlange; theils fliegende wie die Gans. Die Insecten entstehen aus der Fäulniß; ist die faulende

Materie nun erdartig, so entstehen daraus Schaalthiere, ist sie feiner, Fliegen und andere Insecten."
In einer andern Schrift vom Prof. Bilberg, Upsala 1689) heißt es: „Wenn im Sommer Pfannkuchen und Enteneyer faulen, so entstehen Frösche daraus." — Vieria, ein Portugiese, wird von seinen Landsleuten für den größten Prediger gehalten. Unter seinen Reden, die er herausgegeben hat, fängt eine mit den Worten an: Sollte sich das höchste Wesen sichtbarlich zeigen, so würde es lieber den Zirkel, als das Drey-, Vier- oder Fünfeck wählen. — Augustin und Salvianus behaupten, daß Christus niemahls gelacht habe, weil nichts davon in der Bibel erwähnt würde. — Die Kaiserinn von Rußland Katharina II. hatte den Generalfeldzeugmeister Grafen von Bruce nach Moskau geschickt um der daselbst wüthenden Pest Einhalt zu thun. Als er sich daselbst befand, erhielt er einen Brief mit der Adresse: A Son Exc. Mr. le C. de Bruce, Grand-maître de l'Artillerie et *Directeur de la Peste Imperiale* à Moscau. (Polit. Journ. 1808. S. 562) — Der Titel des obersten Priesters des Islam's ist, nach Hrn. v. Hammer folgender: Weisester, Tiefforschender Weiser; Vortrefflichster im vortrefflichen Kreise; Aufdecker der Glaubensschwierigkeiten; Auflöser der Wahrheitsstreitigkeiten;

Schlüssel der Verborgenheiten der Wahrheit: Laterne des Erkenntnißschatzes, voll Klarheit, geleitet durch die Leitung Gottes, des hülfreichen Königs. Mewiana, N. N. — Der König von Kandy, den die Engländer 1803 sammt seiner Familie verjagten, nannte sich: Herr der Herren, Herr von Sonne und Mond. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges wollte derselbe Beherrscher, aus Achtung für die ruhmvollen Thaten Friedrichs II., von denen er gehört hatte, denselben zu seinem Sergeant ernennen. (Polit. Journ. 1813. S. 960). — In Frankreich ward zwischen den Schneidern und Trödlern ein mehr als 200jähriger Proceß geführt, (1530 ging er an, 1776 schwebte er noch) worin über 30,000 Urtheile ergangen sind, um wo möglich auszumitteln, welche Kleider zu alten oder zu neuen zu rechnen seyen. (Franz. Miscellen. 1805. X. 3.) — Ein protestantischer Theologe ist in einem historisch-theologischen Werke (Magazin für Relig., Moral, und Kirchengeschichte von Dr. Stäudlin. III. 126) des Glaubens, der Indische Gott Brama sey nichts anders als das Kantische Sittengesetz.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Wien, 1819.
Gedruckt bey Anton Strauß.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ährenlese Sammlung von Bruchstücken zur älteren und neueren Geschichte, Literatur und Völkerkunde

Wien 1819

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.3167
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11415057-7